



kun
 b 3211
 rara

GV+ = 1842

Die Künstler nicht
bei Th. - B. u. Wurbach

Rara
Kun
6.32m

A



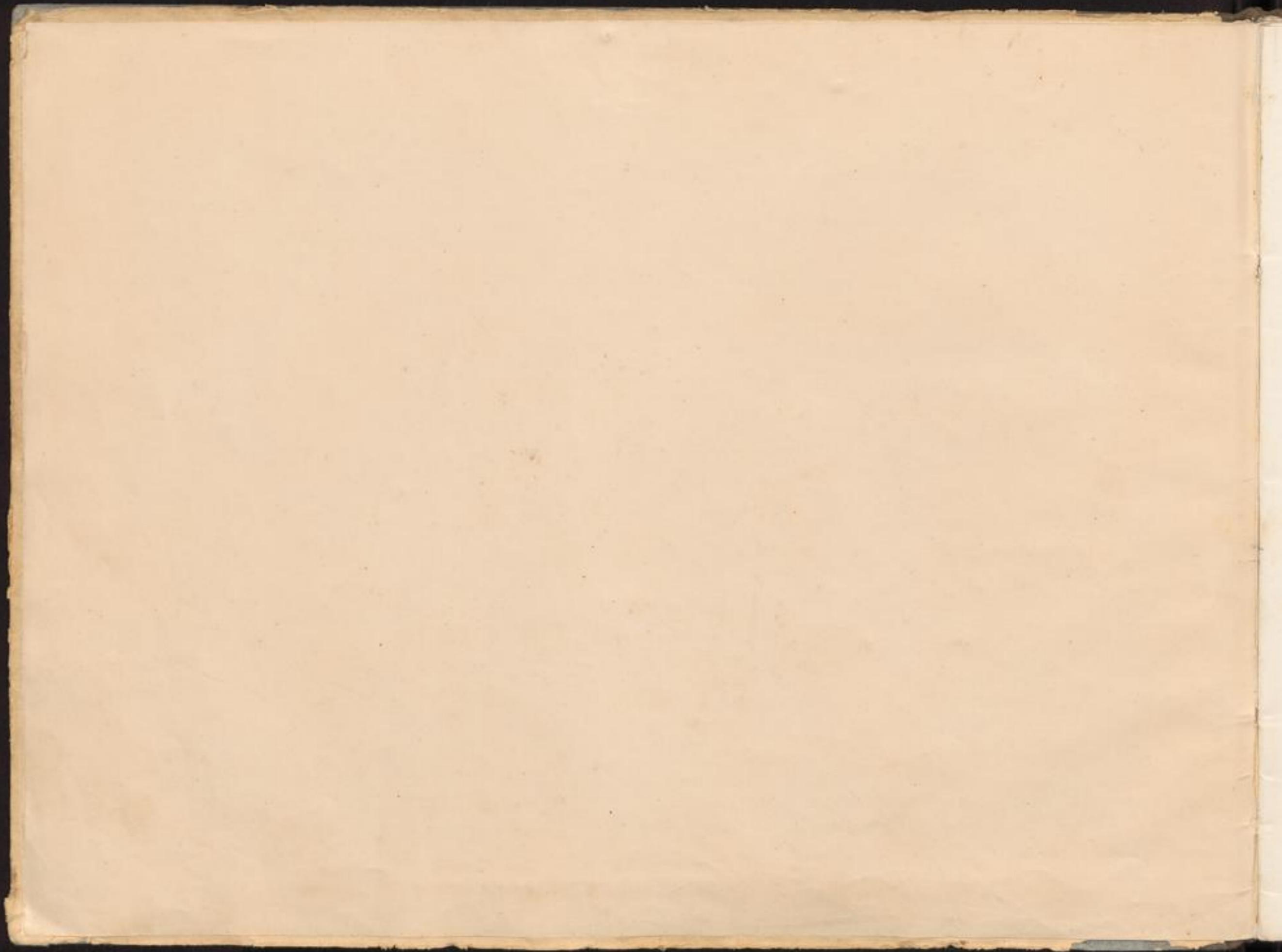
UB Düsseldorf

+0779 857 01

In dieses zugängliche Bibliothek. Sachf. Pünktlich Prof. Dr. etc
Bücherei, ill. B. 1987, 1038/37 für die alten Bücher
Prakt. f. Hosenmann ?
Eine Tafel abhandl. 1840
10 col. Atlas, 9 B. Text

28/0241

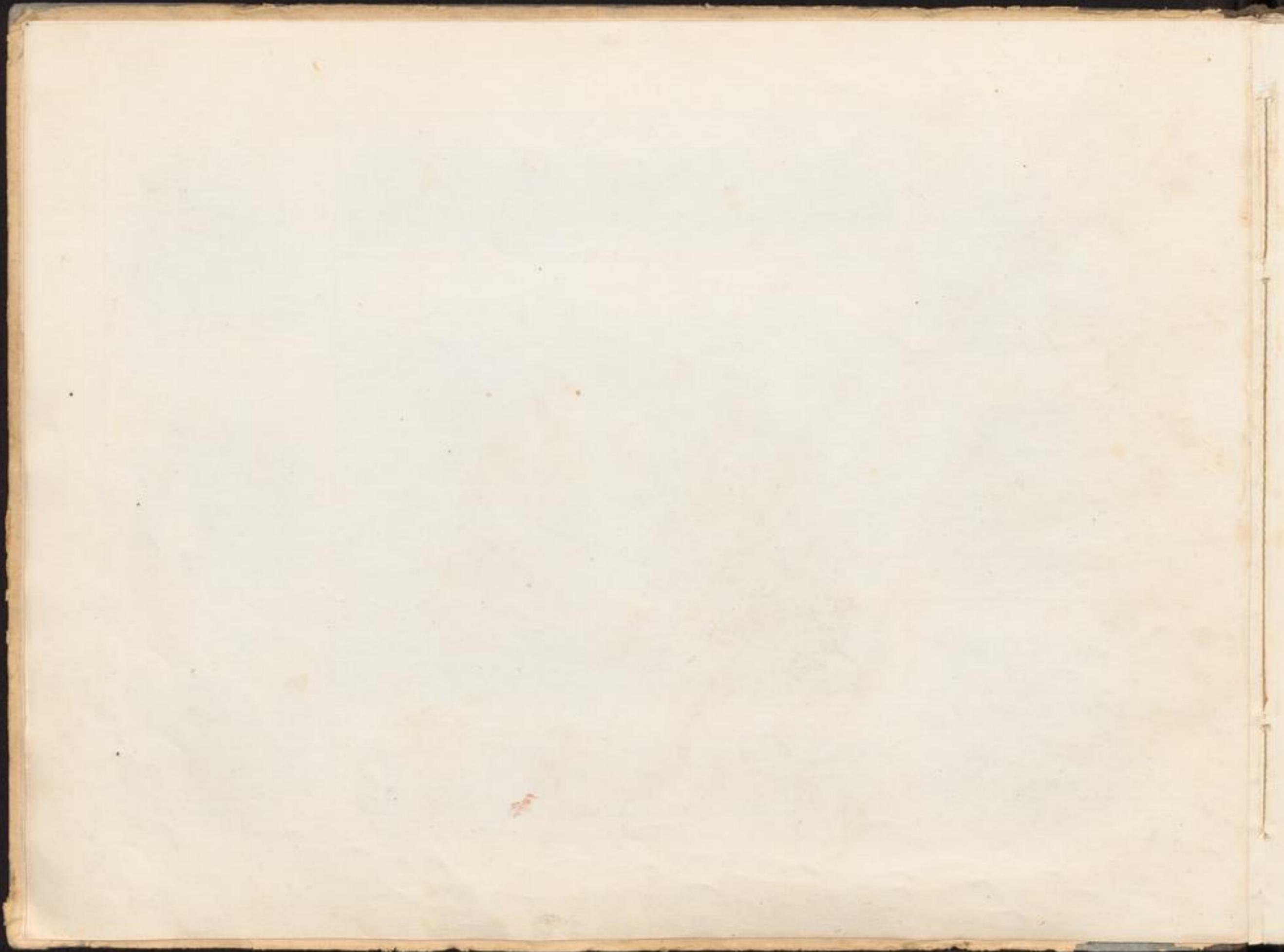








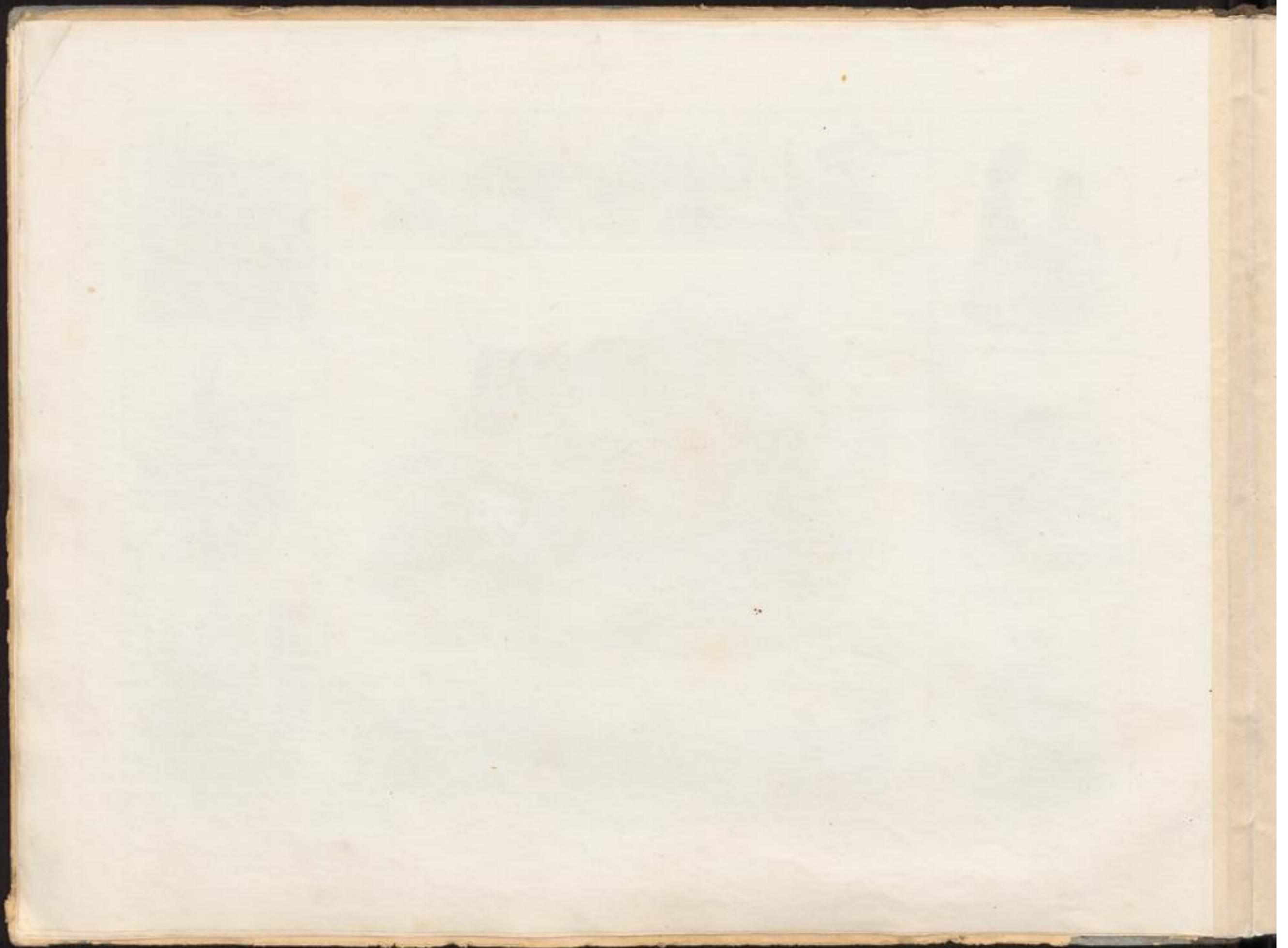








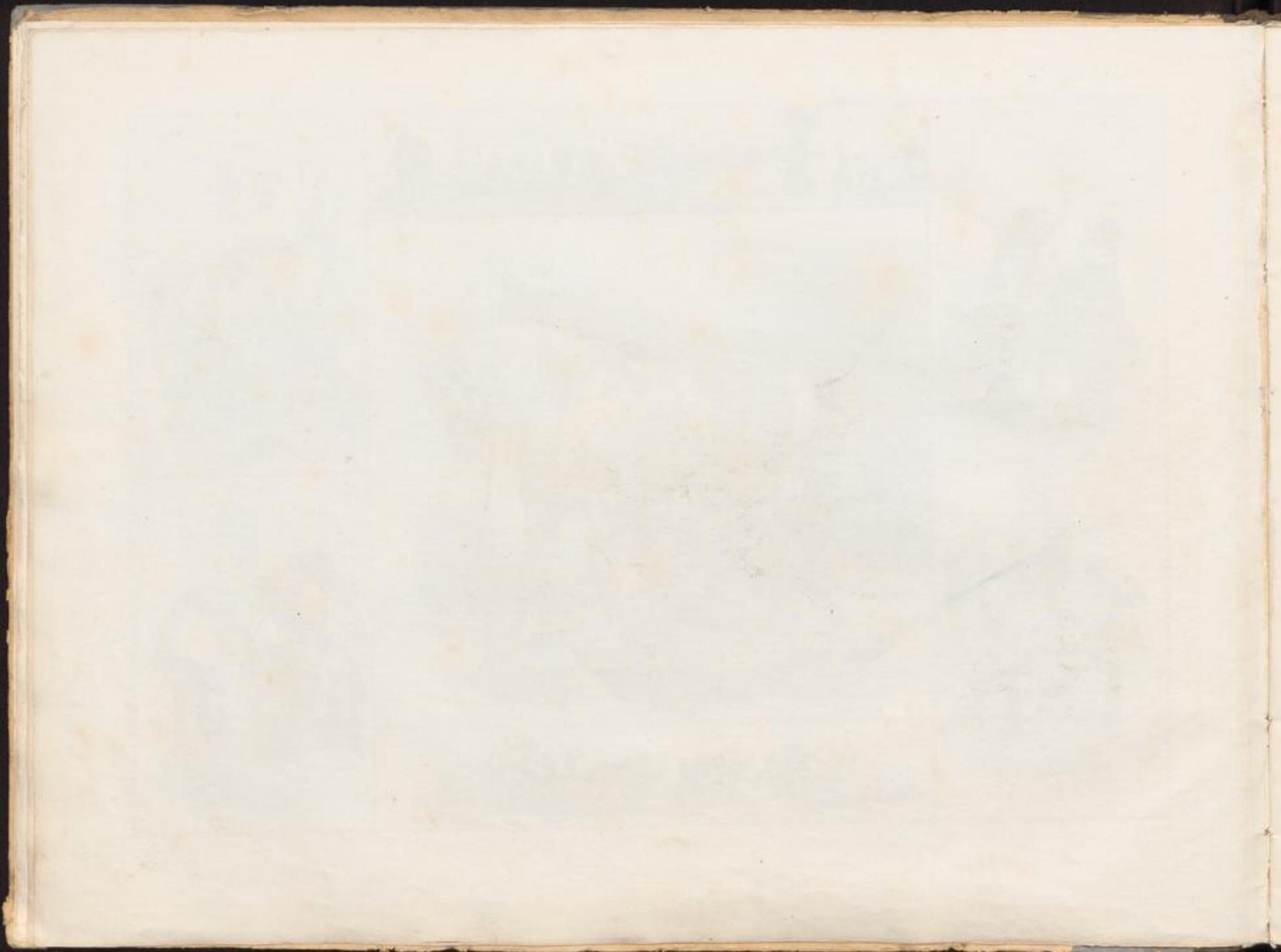
































Der Löwe.

Man hat ihn schon in den ältesten Zeiten den „König der Thiere“ genannt, weil er alle übrigen Thiere an Größe übertrifft.

Man findet ihn vorzüglich im Innern von Afrika, besonders am Cap, und in den heißeren Gegenden Asiens. Seine Gestalt ist außerordentlich lähn und majestätisch. Seine Größe ist verschieden. Die größten sind 6 bis 9 Fuß lang, und der Schwanz, der am Ende mit einer Quaste versehen ist, beträgt in der Länge 4 Fuß. Er ist 4 bis 5 Fuß hoch. Seine Farbe ist gelblich braun. Er hat eine starke Brust und einen großen Kopf. Am Halse hat er eine herrliche Mähne. Der Löwin, welche um den vierten Theil kleiner als der Löwe ist, fehlt die Mähne. Man kann am Schwanz des Löwen erkennen, wie er gekrümmt ist, wie bei dem Pferde an den Ohren. Wenn er den Schwanz nicht bewegt, so ist er ruhig, das ist jedoch etwas sehr Seltenes; denn in der Regel ist er grimmig. Wenn er anfängt, grimmig zu werden; so murren er in schrecklichen Tönen, dem Rollen des Donners ähnlich, kurz und abgebrochen; hebt er den Schwanz in die Höhe und schwingt ihn in die Luft; bald verleiht er die Erde mit einer solchen Gewalt, daß er die stärksten Menschen zu Boden schlagen würde. Seine lange Mähne richtet sich drohend empor, fliegt von einer Seite zur andern und fürchterlich runzelt sich die Stirn. Nach einigen Minuten springt er auf seinen Feind los und sucht ihm die Klauen in den empfindlichsten Theil seines Körpers einzuschlagen. Ruhig liegt er am Tage in seiner Höhle, schweigend ruht er auf Raub. Aber in der Mitternacht rollt seine Stimme wie Donner, dumpf und anhaltend, und weder List, noch Nachstellung befürchtend, kündigt er sich gleichsam als Herr der Wildniß an, und fordert die stärksten Bestien zum Kampfe heraus. Zwischen den Bergen und Schluchten, die die Wüste begrenzen und durchschneiden, hallt sein Gebrüll schrecklich wieder. Alle Thiere fliehen, sobald sie ihn hören; sie sind betäubt, versteinert vor Schrecken, wenn sie seine sträubende Mähne, seinen funkenprägenden Blick gewahren. Der wilde Eber vergißt, daß er furchtbare Zähne hat; der Stier denkt nicht mehr daran, daß er sich mit seinen Hörnern verteidigen kann; das muthige, stüchtige Reh ist wie angewurzelt. Mit der scharfen Tazge wirft sie der Löwe zu Boden und öffnet ihnen mit einem zweiten Schlage den Leib, verzehret das rauchende Eingeweide und läßt den Rest den andern Thieren. —

Die Löwin bringt ihre Jungen an sehr einsamen Stellen zur Welt und zwar 4 bis 5 auf einmal, die anfänglich nicht größer als ein kleiner Popschhund sind. Sie saugen beinahe 12 Monate lang. —

Der Löwe ist ungemein stark und schnell. Er schleppt den größten Dachsen, ein Pferd, eine Antilope u. u., über die Schulter

TAFEL 1. Der Löwe.

geworfen, stundenweit fort. Auf einen Schlag mit seiner Klau schlägt er einem Pferd das Rückgrat entzwei und wirft auf einen Streich mit seinem Schwanz den stärksten Mann zu Boden. Kolben erzählt, daß er, wenn er auf seine Beute losgeht, sie sogleich jedesmal todt schlägt und daß er sie selten zerreißt, ehe er ihr einen tödtlichen Schlag versetzt hat, welchen er gewöhnlich mit einem schrecklichen Brüllen begleitet.

Im Jahre 1807 machte, so erzählt Kolben, ein Löwe einen großen Dachsen nieder und schleppte ihn über eine hohe Mauer mit sich fort. Einst sah man auf dem Cap der guten Hoffnung einen Löwen eine junge Kuh im Munde tragen, und ob er schon die Beine auf der Erde fortschleppte, so lief er doch eben so leicht dahin, wie eine Katze mit einer Ratte. Auch sprang er mit der größten Leichtigkeit über einen breiten Graben.

Der Doctor Sparmann erzählt Folgendes von ihm:

Der Löwe demüthigt sich seines Raubes fast allemal vermittelst eines Sprunges und zwar von der Stelle aus, wo er auf der Lauer liegt; springt er aber fehl, so verfolgt er seine Beute nicht weiter, sondern geht beschämt zurück und mißt langsam Schritt für Schritt die richtige Länge ab, um zu sehen, wie viel sein mißlungener Sprung zu kurz war. Er lauert den Thieren gern an Quellen und Flüssen auf, wo sie ihren Durst zu löschen pflegen.

„Ein alter Hottentotte sah am Sonntagstage einen Löwen in weiter Entfernung, der ihm zwei ganze Stunden nachfolgte. Er schloß daraus mit Recht, daß der Löwe nur auf die Nacht warte, um über ihn herzufallen. Da er die Art kannte, wie der Löwe seine Beute fängt: so suchte er, statt seinen Weg nach Hause fortzusetzen, eine Stelle auf, die oben flach, und an der einen Seite steil und feinsigt war. Er ließ sich am Rand des Abhanges nieder und sah zu seinem nicht geringen Vergnügen, daß der Löwe auch da stand und den Abstand betrachtete. Als es dunkel wurde, rückte der Hottentotte weiter vorwärts und nahm seinen Platz unterhalb des Randes des Abhanges in einer Klust. Um aber den Löwen zu täuschen, steckte er seinen Hut und sein Pelzwamms auf seinen Stock und machte damit um sich her einige Bewegung. Es dauerte nicht lange, so kam der Löwe wie eine Katze heran geschlichen und maß seinen Satz so genau ab, daß er sammt der täuschenden Figur den Abhang hinunter stürzte.“ —

„Die Höhe der unermesslichen Wüsten Afrika's scheint ihm eine Wuth zu leihen, die durch den Hunger, den er selten vollkommen stillen kann, nur noch erhöht wird. Von ihm besuert, kennt er keine Gefahr. Ja selbst eine ganze Karavane vermag sich dann vor ihm nicht sicher zu stellen, wenn sie ihm nicht ein Kameel oder Maulthier opfert. Durch Flintenschüsse, durch tüchtige Feuer wird jedoch der wilde Feind meist glücklich verschreckt. Quält ihn aber der Hunger stark, so lauert er in seiner Höhle auch am Tage dem Reisenden auf und fällt über ihn oder sein Ross oder seine Hunde sofort her. Oft gehen der Löwe und die Löwin gemeinschaftlich auf die Jagd. Es gibt wenige Bewohner am Vorgebirge der guten Hoffnung, die nicht

das eine oder andere Abenteuer mit dem Löwen dort bestanden hätten. Die Gutsbesitzer werden gewöhnlich durch den Verlust eines Thieres aufmerksam und vereinigen sich, um neuen Verlust zu meiden, den grimmen Feind aufzusuchen. Es gehört dazu jedoch viel Muth und Besonnenheit. Ich will euch einige dieser Fahrten erzählen:

Dem Gutsbesitzer Georg Kennie, einem jungen Manne, war kaum ein Pferd abhanden gekommen, als er auch aus den Spuren im Sande beim Nachsuchen entdeckte, daß es die Beute eines Löwen geworden sein müsse. Seine Hottentotten ermittelten bald die Fährte und den Aufenthalt desselben, der noch ruhig neben seiner Beute lag und dann nach einigem Verweilen in das Dickicht eines Hohlweges ging. Die Jäger stellten sich behutsam auf der Höhe hin und gaben mehrere tüchtige Salven nach dem Gehölze, ohne daß sie den Löwen trafen, der weiter herankam, noch davon sich. Endlich wagte sich Kennie nach dem Gehölze selbst. Ein kühner Jagdknappe that dasselbe. Sie warfen eine Menge Steine hinein, und ehe sie es sich versahen, stürzte die Bestie heraus. Kennie wäre ihr Opfer gewesen; allein sein Hund sprang dem Löwen entgegen und — büßte für solche Kühnheit mit dem Leben. Ein Schlag von des Löwen Tazge streckte ihn nieder. Kennie hatte schnell einige Schritte seitwärts springen können. Seine Freunde eröffneten ein tüchtiges Feuer und mehrere Kugeln trafen den gefährlichen Feind, der zu Boden sank. —

Werkwürdig ist der Kampf eines Bauern Bert mit einem Löwen. Bert ging nach einer im Gebüsch versteckten Quelle, um Wasser zu holen. Er hatte die Hinte einem Gefährten gegeben. In dem Augenblicke, wo er sich durch's Gebüsch dringen will, springt ein ungeheurer Löwe vor und packt ihn an dem linken Arme. Der Bauer, zwar heftig erschrocken, ist ruhig genug, sich nicht zu rühren, da der Tod dann gleich die Folge hätte sein müssen; er sieht ihn nur fest und unverwandt an. Die Bestie kann solchen Blick nicht ertragen. Ohne derb zu beißen, hält sie nur immer den Arm mit den Klauen und Zähnen. Bert hatte Besinnung genug, dem Kameraden zu winken, daß er den schrecklichen Augenblick benutzen möge, das Ungeheuer niederzuschießen. Doch dieser schießt auf die feigste Weise. Noch immer ist der Löwe ruhig und nicht im Stande, den Blick des Bauern zu erwidern. Vielleicht hätte er am Ende seine Beute ganz fahren lassen. Doch Bert verliert die Geduld in der schrecklichen Lage. Er zieht mit der freien Hand ein Messer aus der Scheide, daß jeder Kaybauer zu tragen pflegt, und stößt es dem Thiere in die Brust. Die Wunde ist tödtlich; aber der kurze Kampf, den sie verursacht, hatte eine solche Verfleischung des Mannes zur Folge, daß er 3 Tage darauf starb. —

Einst war einem Freunde von Georg Kennie das ganze in einem Gehege eingeschlossene Rindvieh schon geworden. Alle Kühe hatten sich mit mächtigen Sägen den Weg in's Freie gebahnt. Er war sogleich mit geladenen Flinten nachgeköllt, aber, so hell auch der Mond schien, Nichts zu entdecken im Stande gewesen. Am Morgen nachher fand man jedoch die Fährte eines Löwen und ein Paar fehlende Schafe waren vermuthlich seine Beute geworden. Die Fährte

TAFEL I. Der Löwe.

leitete in die Berge, wo man ihn nicht gut finden konnte. Allein schon in der nächsten Nacht holte er kaum hundert Schritte von der Wohnung ein Reispferd weg, und nun machte man allgemeine Jagd auf ihn, welcher Georg Kennie als Nachbar und mutthiger Mann bewohnte. Der Löwe war nicht feig. Er stürzte sich kühn seinen Feinden entgegen. Georg Kennie sank unter seinen Streichen. Doch das Thier zerriß ihn nicht. Es schaute, die Läge auf ihn legend, wachsam umher und musterte gleichsam die Menge seiner Angreifer. Es waren ihrer siebenzehn, Alle zauderten ebenfalls unentschlossen. Da entfernte sich endlich das Thier und Georg Kennie trug, außer der Todesangst, nur die Spur von den Klauen, welche durch die Kleidung gedrungen waren. Jetzt verfolgten ihn Alle, eine Koppel tüchtiger Hunde voran, die ihn unter einer großen Mimose so lange beschäftigten, bis einige gutgezielte Schüsse seinem Leben ein Ende machten. — Ein anderes Beispiel:

Eine Partie Bauern machten Jagd auf einen Löwen, der ihnen einige Stücke Rindvieh getödtet hatte. Sie schickten ihm eine ganze Menge Hunde auf den Hals. Er blieb ruhig im Dickicht liegen. Nur manchmal schlug er einen Hund tödtend, der sich zu nahe wagte. Endlich trafen ihn einige Streifschüsse. Nun wurde er wild und brach hervor in die Ebene, daß alle Bauern spornstreichs aus einander flühten. Nur ein Hottentotte hatte sich verstaunt. In der Todesangst wirft er sich platt auf die Erde und stellt sich todt. Der Löwe beruch ihn, tappte mit der Läge auf ihn herum und sezte sich ruhig auf seinen Feind, bis er endlich gelassen nach den Bergen ging. Der Hottentotte war glücklich davon gekommen. —

Mit einem Freunde ritt einmal der Gouverneur Thomson aus und stieß auf 2 zur Seite des Weges ruhende Löwen. Flucht diente hier zu nichts. In 2 Stühen wären sie da gewesen. Er ritt daher mit dem ihm nachfolgenden Gefährten, der vor Müdigkeit auf dem Pferde schlief, ruhig vorüber, und sah sie fest an, während ihre feurigen Augen auf ihn weilten. Wahrscheinlich hatten sie keinen Hunger und waren daher großmüthig genug, 2 Menschen und 2 Pferde vorüber ziehen zu lassen. —

Ein Löwe war einst durch einen Zaun in einen Stall eingebrochen und hatte daselbst Vieh getödtet. Man lauerte ihn auf und zog daher quer vor dem Eingange eine an geladenen Flinten festgemachte Leine, damit, wenn er, wie man vermutete, mit der Brust daran stieße, er sich selbst erschösse. Der Löwe kam, allein er traute der Leine nicht, sondern trat sie mit dem Fuße nieder, und ging, vom Schusse ungeschreckt, ernsthaft und sorglos über dieselbe weg, und fraß von dem Viehe, das er vorher getödtet hatte. —

Da der Löwe gewohnt ist, seinen Raub sogleich auf der Stelle zu tödten, und da er ihn oft verzehrt, wenn das Blut noch warm ist, so kann es nicht anders sein, als daß er sehr reizbar ist, und daß er mehr Hang zur Grausamkeit als zur Großmuth zeigt. Auch findet er gewöhnlich keinen Widerstand und es ist daher kein Wunder, daß, wenn er dergleichen antrifft, er zuweilen den Muth verliert, wie folgende Geschichte beweist:

Ein Landmann stieß auf dem Felde unvermuthet auf einen Löwen. Als ein geschickter Schütze gab er sogleich Feuer auf ihn; allein der Schuß war alt und naß und verfehlte den Löwen. Er ergriff daher die Flucht; da ihm aber der Löwe nachfolgte, so kam er bald außer Athem. Er sprang auf einen kleinen Steinhaufen und hielt seine Flinte in die Höhe, um sich damit so gut als möglich zu verteidigen. Nun blieb der Löwe stehen und legte sich endlich in einer Entfernung von 20 Schritten ruhig nieder. Der Landmann hatte sein Pulverhorn verloren und konnte nichts weiter thun, als stehen bleiben. Nach einer guten halben Stunde stand der Löwe auf, ging anfänglich langsam Schritt für Schritt zurück und fing endlich, nachdem er weiter zurück war, aus allen Kräften zu laufen an. —

Der Löwe spürt den Thieren nicht durch Hüfte des Geruchs nach und macht auch keine offenbare Jagd auf sie; nur einmal hat man ihn eine Gazelle jagen sehen, wozu ihn ohne Zweifel der Hunger trieb.

Den Elephanten kann er nicht anders besiegen, als wenn er ihm auf den Rücken springt.

Den Büffel soll er aber nicht bloß durch seine Stärke, sondern auch durch List bezwingen. Er schleicht ganz unvermerkt an den Büffel heran, fällt plötzlich über ihn her und hält ihm mit dem Vorderen Maul und Nase so fest zu, daß er ersticken muß. Der Löwe mißt sich oft mit dem Büffel, sagt Barrow, und trägt stets den Sieg davon. Dies soll er aber bloß durch List erreichen; denn er wagt es nicht, ihn auf offener Ebene anzugreifen. Er legt sich im Hinterhalt und lauert, bis sich eine bequeme Gelegenheit findet, auf den Büffel loszuspringen und ihm seine Klauen an den Hals zu setzen. Hierauf schlägt er das Thier mit seinen Tagen in's Gesicht, schlingt sich um dessen Kopf herum, zieht es bei den Hörnern zu Boden und hält es so lange in dieser Stellung, bis es von dem großen Blutverluste stirbt.

Der Löwe ist eins der trüglichen Geschöpfe unter den Raubthieren, und er gibt sich nie die Mühe, Etwas aufzusuchen, wenn ihn nicht der Hunger hart plagt. —

Noch einige Erzählungen, die die Natur des Löwen charakterisiren: Barrow erzählt:

Ein Namaqua-Hottentotte, dessen Vaterland gegen 80 Stunden vom Cap entfernt ist, hütete das Vieh seines Herrn. Er wollte es in die Tränke treiben, allein vergeblich gab er sich alle Mühe, es nach einem Teiche mit Wasser hinzubringen, der zwischen 2 Felsenreihen eingeschlossen lag; als er nachsah, was die Ursache der Widerständigkeit seiner Herde sei, entdeckte er einen ungeheuren Löwen, der mitten im Teiche lag. Ueber den unerwarteten Anblick eines solchen Raubthieres erschrocken, das seine Augen hier auf ihn gerichtet zu haben schien, ergriff er sogleich die Flucht und ließ seine Herde selbst für ihre Sicherheit sorgen. Doch hatte er bei seiner Flucht so viel Gegenwart des Geistes, daß er mitten durch die Herde hindurch lief, weil er den Schluß machte, der Löwe, wenn er ihn ja verfolgen sollte, werde doch eher das erste beste Thier anpacken, das ihm in den Weg käme, als

ihm selbst nachsehen. Allein hierin irrte er sich. Der Löwe brach durch die Herde hindurch, und folgte dem Pott (den geraden Weges nach; als dieser sich daher umdrehte u

das Ungeheuer ihn zur Beute auserlesen hatte, sprang er unemüdet und halb todt vor Schrecken auf einen Baum, in dessen Stamm glücklicher Weise etliche Stufen eingebauen waren. Aber ein noch größeres Glück für ihn war es, daß er zu einigen Vogelnestern gelangte, die sich in den Zweigen befanden: denn in demselben Augenblick that der Löwe einen Sprung nach ihm, allein er verfehlte sein Ziel und fiel zu Boden. In mürrischem Schweigen ging er um den Baum herum und warf bisweilen einen fürchterlichen Blick nach dem armen Hottentotten hinauf, der sich hinter die Nester verrochen hatte. Man muß wissen, daß es in diesem Theile von Afrika einen kleinen Vogel von dem Loria-Geschlechte giebt, der mit Andern seiner Art in einem Zustande von Gesellschaft lebt und mit ihnen eine ganze Republik von Nestern in einem Klumpen und unter einer Decke zusammen baut. Zuweilen nimmt ein solcher Nesterklumpen einen Raum von 10 Fuß im Durchmesser ein, und in demselben halten sich mehrere hundert Vögel auf. Hinter einem solchen Gebäude versteckte sich der Hottentotte, und nachdem er sich hier lange ruhig und still verhalten hatte, wagte er es endlich, hinter dem Neste hervorzukommen, weil er hoffte, der Löwe werde seinen Abzug genommen haben; allein zu seinem großen Schrecken und Erschrecken fielen seine Blicke dem Löwen gerade in die Augen, die nach seinem eigenen Ausdrucke Feuer und Flammen auf ihn sprühten. Kurz der Löwe hatte sich unten an dem Baume hingelegt und ging 24 Stunden nicht von der Stelle. Nach Verlauf dieser Zeit aber mochte ihn der Durst plagen, und er lief nach einer Quelle hin, die in einiger Entfernung lag, um seinen Durst zu stillen. Nunmehr stieg der Hottentotte zitternd vom Baume herab und eilte so schnell nach Hause, als ihn die Füße tragen wollten. Er gelangte glücklich in seiner Wohnung an, die etwa eine englische Meile davon entfernt lag. Die Hartnäckigkeit des Löwen war so groß, daß er nachher wieder nach dem Baume zurückgekehrt zu sein scheint und als er den Hottentotten nicht mehr hier gefunden hatte, so war er ihm mittelst des Geruchs bis 300 Schritte vor dem Hause nachgelaufen. —

Als sich Levaillant in Afrika aufhielt und in der Gegend des Drangeflusses reiste, fand er eine Herde Namaqua-Hottentotten, in deren Nähe sich seit einiger Zeit ein Löwe und eine Löwin in einem sehr dichten Gebüsche aufhielten. Vergebens hatte man sich bemüht, sie daraus zu vertreiben; die wilden Thiere hatten sich dessen ungeachtet in ihrem Besitze behauptet. Jede Nacht griffen sie nicht bloß Herden, sondern sogar auch die Menschen an, und noch in der Nacht vor Levaillant's Ankunft hatten sie einen Ochsen weggeholt. Der Befehlshaber bat daher Levaillant, ihn von diesen Ungeheuern zu befreien; Levaillant willigte ein. Aus dem Umfande, daß die Löwen so hartnäckig in dem Dickicht blieben, schloß er, daß sie Junge haben müßten, und in diesem Falle war der Angriff sehr gefährlich. Denn wenn die Löwen genöthigt sind, ihre Jungen zu verteidigen: so

TAFEL I. Der Löwe.

scheuen sie keine Gefahr und sie würden sich einem ganzen Heere entgegenstellen. Leovallant begann seinen Angriff gegen die Löwen; da aber kein Hottentotte in das Dickicht hineingehen wollte, um die Thiere hinauszujagen: so kam er auf den Einfall, alle Löwen der Herde hineinzutreiben. Dies geschah auch wirklich, und durch vieles Stoßen und Schreien brachte man die Löwen in's Dickicht. Allein es dauerte nicht lange, so merkten die Löwen ihre Feinde durch den Geruch. Sie fuhren daher mit Schrecken zurück und stürzten sich auf ihre Treiber los; da man sie aber durch Schreien, durch Hunde und durch das Abfeuern von Gewehren wieder zurücktrieb: so gingen sie wüthend auf's Neue in's Dickicht, stießen einander und fingen schrecklich zu brüllen an. Die Löwen wurden beim Anblick der Gefahr wild und drückten ihre Wuth durch die fürchterlichsten Töne aus. Man hörte sie nach und nach auf allen Seiten des Dickichts, ohne daß sie jedoch heraus zu kommen wagten. Man rückte aber immer näher, und ein Schuß streckte die Löwin zu Boden. Die jungen Löwen wurden unruhig, weil sie ihre Mutter nicht mehr sahen und liefen brummend in dem ganzen Dickicht umher; der alte Löwe verdoppelte seinen Muth und sein Brüllen. Man sah ihn zwar auf einen Augenblick an dem Rande des Gesträuchs mit flammenden Augen und mit gesträubter Mähne hervor kommen und sich mit seinem Schwanz in die Seite schlagen; allein er war zu weit entfernt, als daß sie ihn hätten erreichen können. Endlich hatte er die Dunkelheit der Nacht benutzt und war mit seinen Jungen entflohen. —

Heun, ehemaliger General-Direktor, erzählt folgenden merkwürdigen Kampf: Ich hatte einen vierjährigen, großen zahmen Löwen bei mir, als man eine Herde Biegen brachte, die eben gekauft war. Der Anblick dieses fürchterlichen Thieres setzte die Thiere in solchen Schrecken, daß Alle, eine Einzige ausgenommen, davon liefen. Diese blieb stehen, sah den Löwen stier an, stampfte auf eine drohende Art mit dem Fuße auf die Erde, dann trat sie drei Schritte zurück, kehrte aber sogleich wieder um und stieß den Löwen so stark mit ihren Hörnern an die Stirne, daß er von dem Stöße ganz betäubt war. Die Bioge wiederholte diesen Stoß mehrere Male, ehe sich der Löwe erheben konnte, und dieser gerieth in eine solche Furcht, daß er sich hinter seinem Herrn verbarg.

Den edlen Stolz des Löwen sieht man vornehmlich, wenn er in Gefahr ist. Wenn ihn auch noch so viel Jäger und Hunde verfolgen, so läuft er doch niemals, so lange er im freien Felde ist, aber sobald er in einen Wald kommt, läuft er auf das Schnellste. Wenn er verwundet wird, soll er den, welcher ihn verwundet hat, unter der größten Menge erkennen. Er fürchtet sich vor dem Feuer, wie alle Raubthiere, und deshalb zünden die Reisenden in Afrika große Feuer bei ihren Lagerplätzen an. Man fängt die Löwen in Gruben, über welche Lämmer gelegt werden. Man kann die jungen Löwen zähmen und Manche haben es so weit darin gebracht, daß sie sogar ihren Kopf in den Rachen des Löwen legen durften. Ein berühmter Römer, Marcus Antonius, spannte sie vor den Wagen. Doch aber kann man ihnen nicht trauen, wenn sie auch noch so zahm sind, denn

sobald sie Blut sehen, werden sie wüthend. Sie haben eine breite mit Stacheln besetzte Zunge; wenn sie nun damit lecken, so geht die Haut herunter und das Blut folgt. Deshalb dürfen sich ihre Wärter nicht von ihnen lecken lassen, weil sie sonst in Gefahr gerathen, wenn der Löwe Blut sieht.

Ihr Fleisch wird von den Mohren und Negern gegessen und soll dem Kalbfleisch ähnlich schmecken. Die Haut war ehemals eine große Bierde der Kriegshelden, die sie als einen Mantel umhingen. Die Neger bedienen sich derselben noch jetzt zu Mänteln und Deckbetten. Bei uns werden sie zu Pferddecken, zu allerlei Riemen-Arbeit und zu Kutschensüberzügen gebraucht.

Lavernier erzählt, daß sich die Einwohner in einigen Gegenden Ostindiens einer Art, Löwen zahm zu machen, bedienen, die nirgends anderswo in Gebrauch zu sein scheint. Man bringt 4 bis 5 solcher Thiere zusammen und bindet sie mit dem Hinterbeinen an Pfähle, und zwar Jedes 12 Schritte von dem Andern. Hierauf schlägt man Jedem einen starken Strick um den Hals, den Leute halten, die hinter den Pfählen stehen. In der Fronte, und zwar in einer Parallellinie mit den Thieren, jedoch in einer solchen Entfernung, daß sie nicht hinreichen können, wenn sie sich am Ende des Seiles befinden, womit sie an den Weinen festgebunden sind, befindet sich ein anderes Seil, an dem mehrere Leute stehen, die sie unaushörlich verrennen, indem sie Steine und Stücke Holz nach ihnen werfen. Die Löwen springen, über diese Belädigung erbittert, wüthend auf die Leute los, wo sie alsdann der Mann, der die Seile hält, die um ihren Hals geschlungen sind, rückwärts zieht. Auf diese Art werden sie nach und nach zahm.

Brown erzählt, daß er bei seinem Aufenthalte in Darfur zwei Löwen gekauft habe, wovon der Eine erst 4 Monate alt war, als er ihn erhielt. Da er wenig andere Beschäftigung hatte, so wußte er dieses Thier nach und nach so zahm zu machen, daß er beinahe wie ein Hund gewöhnt war. Es belästigte sich selbst zweimal wöchentlich mit den Ueberbleibseln, die die Fleischer wegwarfen, und dann schlief es gewöhnlich mehrere Stunden hindurch. Wenn man ihnen Futter gab, wurden sie wüthend auf einander; dies war auch der Fall gegen Jedermann, der ihnen etwa zu nahe kam. Obschon Beide männlichen Geschlechts waren, so wurden sie doch bloß beim Fressen mit einander uneinig; sonst verriethen sie auch keine Wuth gegen die Menschen; selbst Lämmer ließen sie ungeschädet vor sich vorbeigehen. — Der Sultan von Darfur hatte auch 2 zahme Löwen, die allemal mit ihrem Aufseher auf den Markt gingen, um da zu fressen. —

Es wird auch gewiß interessant sein, über den edlen Sinn und die Dankbarkeit des Löwen schließlich noch einige Geschichten zu vernahmen:

„Ein Löwe, der aus dem Thiergarten des Großherzogs von Toscana entkommen und nach Florenz gegangen war, verbreitete dort vielen Schrecken. Unter den Flüchtigen befand sich ein Weib, welches ihr Kind auf den Armen trug und es aus großer Angst fallen ließ. Der Löwe faßte es an und schien bereit zu sein, es zu verschlingen.

Mutterliebe aber achtet nicht der größten Gefahr. Die Mutter stürzte mit fliegenden Haaren zurück, warf sich dem Löwen zu Füßen und forderte ihr Kind von ihm. Er betrachtete sie mit unverwandten Augen; ihr Geschrei und Weinen schien ihn zu rühren. Kurz, er setzte das Kind auf die Erde nieder und entfernte sich, ohne demselben das geringste Leid zugefügt zu haben.“

„In der Geschichte der Kreuzzüge liest man, daß der Ritter Gottfried de la Tour, der den ersten Kreuzzug nach Palästina machte, plötzlich ein großes Jammergeschrei vernahm, als er eines Tages durch einen Wald ritt. In der Meinung, daß ein von Räubern Angefallener und Bedrängter seine ritterliche Hilfe begehren möchte, sprang er vom Rosse und eilte mit gezogenem Schwerte schnell durch den Wald hin, dem Orte zu, woher der Angestuf kam. Allein wie groß war sein Erstaunen, als er einen Löwen erblickte, um dessen Leib sich eine große Schlange geschlungen hatte. Noch matt kämpfend, drückte der Löwe seine Todesangst nur durch Gezwimmer und Gesäß aus. Schnell zerhieb und tödtete de la Tour die Schlange, und sobald der Löwe sich von seinem fürchterlichen Feinde befreit sah, schmeigte er sich schmeichelnd zu seines Retters Füßen, begleitete ihn von nun an, so lange er in Palästina war, überall hin, und war sein treuester Beschützer. Natürlicher Weise war dem Ritter ein solcher Gefährte lieb; allein nach Beendigung des Krieges machte sich der Ritter zur Rückreise nach Europa bereit; gern hätte er seinen treuen Löwen mitgenommen, allein kein Schiff wollte ihn aufnehmen; er mußte ihn also am Ufer zurücklassen. Der Löwe, der sich von seinem geliebten Herrn getrennt sah, fing erst fürchterlich an zu brüllen; darauf stürzte er sich in's Wasser und schwamm dem Schiffe nach. Endlich verließen ihn seine Kräfte, er sank und die Wellen begruben dieses dankbare Thier, das gewiß ein besseres Schicksal verdient hätte.“

(Diese beiden Erzählungen sind in 2 schönen Gedichten bearbeitet.)

„Am das Jahr 1614 waren 2 christliche Sklaven in der Nacht aus ihrem Gefängnisse entwichen, in der Hoffnung, Maragan, einem portugiesischen Platz zu erreichen. Sie hatten sich den Tag über unter einem Baume versteckt, und wurden gewahr, daß ein Löwe, wenn er sie gehen sah, auch ging, und wenn sie still standen, es auch eben so machte; kurz, daß er ihrer, ohne sie aus den Augen zu verlieren, nachfolgte. Es währte nicht lange, so holten 2 Reiter, die abgeschickt waren, sie zu verfolgen, diese Sklaven ein. Allein der Löwe stellte sich ihren Feinden entgegen, und nöthigte sie, sich zurückzuziehen. Nachher begleitete er diese Unglücklichen weiter, und verließ sie nicht eher, als bis sie außer Gefahr waren.“

„Zu Marocco, einer Stadt auf der Nordküste von Afrika, unterhält man in einem unterirdischen Orte, die Löwengrube genannt, immer eine gewisse Anzahl Löwen, und wirft ihnen die zum Tode verurtheilten Missethäter vor, daß sie von diesen schrecklichen Thieren verschlungen werden. Da man aber nicht immer Missethäter oder Leute, die durch den Todestoten dafür erklärt sind, hat, so sieht man sich genöthigt, ihnen auch anderes Fleisch, als: magere Käse, dürre Hammel, Lagen und Hunde zu geben. So ward eines Tages ein rauher

TAFEL 2. Der Strauß.

und läbel ansehender Hund in die Grube geworfen. Allein da er von ungefähr in die Klauen eines gründigen Löwen gefallen war, so fragte er ihn, indem er sich loszuwinden suchte, an die Kehle und erweckte dadurch eine angenehme Empfindung an demselben. Der Löwe merkte sich diese Wohlthat, die dieser kleine Hund ihm, obwohl unbewußt, erwies, und nahm ihn von Stunde an in Schutz. Er ernährte und vertheidigte ihn gegen die andern Löwen. Dieser Hund lebte volle 10 Jahre in dieser fürchterlichen Gesellschaft. —

Die Erzählung vom römischen Sklaven Androclus und seinem Löwen könnst ihr fast in jeder Naturgeschichte lesen (Koff).

Einige Franzosen, die sich auf der Insel St. Louis am Senegal aufhielten, hatten einen Löwen, den sie wegen seiner Schönheit nach Frankreich schicken wollten; allein ehe noch das Schiff abging, wurde er todtkrank. Man machte ihn von seinen Ketten los und schleppte ihn an einen freien Platz. Herr Compagnon, der von der Jagd kam, fand ihn in einem kraftlosen Zustande und gab ihm mitleidig etwas Milch. Hierdurch erholte sich der Löwe und saßte gegen seinen Wohlthäter eine solche Zuneigung, daß er ihm aus den Händen fraß und ihm überall hin, wie ein Hund, mit einem Strick um den Hals, nachfolgte. —

Unter der Regierung Jakob's des Ersten, Königs von England, erhielt Heinrich Necher, ein Uhrmacher in Marocco, 2 junge Löwen, die man nicht lange vorher einer Löwin von Berge Atlas weggenommen hatte. Sie bestanden in einem Männchen und einem Weibchen und waren bis zum Tode des Vektors in dem Garten des Kaisers zusammen geblieben.

Necher nahm das Männchen in sein Schlafzimmer, wo es so lange blieb, bis es so groß wie ein großer Bullenbeißer war, es war völlig zahm und leutsam. Als er nach England zurückkehren wollte, gab er es, obgleich ungern, einem Kaufmann aus Marseille, der es dem Könige von Frankreich schenkte, von dem es an den König von England kam, und 7 Jahre lang im Tower blieb. Ein gewisser Bull, der bei Necher gedient hatte, ging einst mit einigen Freunden in den Tower, um daselbst die Thiere zu besuchen. Der Löwe erkannte ihn augenblicklich und gab durch seine weinende Stimme und durch andere Bewegungen, durch die er ihn einlad näher zu kommen, seine Freude über die Zusammenkunft mit einem alten Freunde deutlich zu erkennen. Bull war nicht weniger erfreut darüber und befahl dem Wärter, die Thür zu öffnen und ging hinein. Der Löwe sprang wie ein Hund an ihm hinauf, bedeckte seine Füße, Hände und sein Gesicht und hüpfte und sprang zum Erschaumen der Zuschauer um ihn herum. Als Bull den Ort verließ, brüllte der Löwe laut, schüttelte vor Wuth und Traurigkeit seinen Köpf und weigerte sich vier Tage lang, Nahrung zu sich zu nehmen. —

Vor einiger Zeit that man einen Hund in den Behälter eines Löwen, der sich im Tower befand, damit er ihn fressen sollte; allein der Löwe verschonte sein Leben, und sie lebten eine ziemliche Zeit in völliger Eintracht beisammen; beide schienen eine große Zuneigung zu einander gefaßt zu haben. Der Hund war manchmal so verwegen,

daß er den Löwen anbellte, und ihm das Futter, das ihnen vorgeworfen wurde, streitig machte; allein der Löwe ertrug dies Alles geduldig und ließ gewöhnlich den Hund so lange fressen, bis er satt war, ehe er selbst seine Mahlzeit begann. —

Herr Hope erzählt vom Löwen der Herzogin von Hamilton Folgendes:

„Ich hatte eines Tages die Ehre, bei der Herzogin von Hamilton zu speisen. Nach Tische ging die Gesellschaft in den Hof, wo die Herzogin einen Löwen hatte, um ihn füttern zu sehen. Während wir so da standen, und über seine Wildheit wunderten und mit Stößen nach ihm schlugen, daß er seine Beute fahnen lassen und auf und los kommen möchte, kam der Thürsteher und meldete der Herzogin, daß ein Sergeant mit einigen Rekruten draußen stehe und gegen den Löwen sehen wolle. Die Herzogin bat die Gesellschaft hierzu um Erlaubniß und äußerte zugleich dabei, daß wir den Löwen füttern sehen würden. Man ließ den Sergeant gerade in dem Augenblicke herein, als der Löwe bei seinem Futter brummte. Der Sergeant ging auf den Behälter des Löwen los und rief: Nero! Nero! Armer Nero! Kennst du mich nicht mehr? das Thier drehte augenblicklich den Kopf um und sah ihn an; dann stand es auf, verließ sein Futter und kam, mit dem Schwanz wedelnd, an den Rand seines Behälters; der Mann legte seine Hand auf dasselbe und schlug es sanft; zugleich erzählte er uns, daß es nunmehr 3 Jahre wären, seitdem sie einander nicht gesehen hätten, und daß ihm auf der Ueberfahrt von Gibraltar nach England die Wartung des Löwen anvertraut gewesen sei. Zugleich äußerte er seine Freude, daß ihm das Thier wiedererkenne und so viel Dankbarkeit beweise. Der Löwe ging während deß froh hin und her, rieb sich an der Stelle, wo sein Wohlthäter stand, und legte diesem die Hand, wenn er sie ihm hinhielt. Der Sergeant wollte in den Behälter hineingehen, allein die Gesellschaft gab dies nicht zu weil sie dem Löwen nicht ganz traute.“ —

Der Strauß.

Der Strauß ist der allergrößte Vogel. Er lebt in den ungeheuern Wüsteneien von Asien und Afrika. Er trägt seinen Kopf 9 bis 10 Fuß hoch in der Luft, kann weit umherschauen und könnte, wie ein guter Freund, neben einem Reiter auf seinem Koss herlaufen und mit ihm reden, wenn ihm nicht Vernunft und Sprache versagt wären.

Sein Kopf ist klein und platt und besteht aus sehr zarten und schwachen Knochen. Auf dem Wirbel sitzt eine Platte von Horn, wodurch der schwache Kopf bedeckt und verwahrt wird. Sein Schnabel ist fast kegelförmig und die Nasenlöcher eiförmig. Der obere Theil des Kopfes ist unbefiedert. Der übrige Theil des Kopfes, Kehle und Hals sind mit einer weißen Wolle bedeckt, die seinen Haaren ähnlich sieht. Er hat keine runden, sondern eiförmig gebildete Augen, wie

der Mensch. An seinen Augenlidern sitzen Wimpern. Der Hals ist 3 Fuß lang. Er hat nicht, wie die übrigen Vögel, unter den stärkern Federn sogenannte Daunen; sondern alle seine Federn sind von einerlei Beschaffenheit. Die Federn seines Leibes sind weiß und schwarz, bisweilen auch grau. Seine Flügel sind klein und ohne Schwungfedern. Sein Gewicht beträgt 70 bis 80 Pfund. Wegen seiner Schwere und wegen der Kürze seiner Fittige kann er gar nicht fliegen, sondern er muß immer auf der Erde bleiben. Jedoch kann er so außerordentlich schnell laufen, daß das schnellste Pferd ihn nicht einholen kann. Während seines schnellen Laufens streckt er die Flügel so aus, wie ein Mensch seine Arme. Sie laufen in großen Schaaeren in den sandigen Wüsteneien umher. Von Ferne betrachtet, sieht ein solcher Trupp laufender Strauße die Reisenden oft in Furcht und Schrecken, da er einer Schaar von Reitern nicht unähnlich sieht. Aber obgleich die Strauße weit schneller laufen als die besten Pferde: so können sie doch von diesen eingeholt und gefangen werden. Dieses machen die Araber so: Sie verfolgen, auf ihrem Pferde sitzend, die Strauße in einer gewissen Entfernung und halten sie dadurch vom Fressen ab. Die Strauße haben nämlich in ihrem Laufen das Eigenthümliche, daß sie nie gerade aus laufen, sondern immer einen Birkel machen. Die Araber verfolgen nun einen solchen Trupp Strauße ein Paar Tage lang in immer engeren Birkeln, und machen die Strauße ganz matt, da sie vor Angst nicht fressen. Sobald die Verfolger ihre Müdigkeit merken, sprengen sie auf dieselben in vollem Galopp los. Nun halten sich die Strauße für verloren. Schnell stecken sie ihren Kopf, weil dieser der schwächste Theil ihres Körpers ist, in den Sand und so bleiben sie unbeweglich stehen, und die Verfolger nehmen sie so gefangen oder tödten sie. Die Araber haben es versucht, auf Straußen zu reiten. Sie haben es aber nicht dahin bringen können, sie ordentlich zu regieren.

Am Ende jedes Flügels hat der Strauß 2 hornartige hohle Stacheln, die über 1 Zoll lang sind und ihm wahrscheinlich zur Vertheidigung dienen. Der Schwanz besteht aus einem dicken Büschel von krausen Federn, welche für die schönsten Straußfedern gehalten werden. Seine starken Beine sind unbefiedert und von der Länge des Halses. Der obere Theil derselben ist bis zu den Knien fleischig und nervig. Auf der Brust und am Hinterleibe hat er Schwielen, welche ihm beim Niederlegen und Wiederaufstehen als Stütze dienen. Vorn an den Füßen sitzen 2 Lehen und hinten ein kurzer Sprunggknochen, der bei ihm die Stelle der Ferse vertritt.

Der liebste Aufenthaltsort der Strauße sind die einsamsten und trockensten Gegenden, wo es fast nie regnet. Daher glaubt man auch, daß sie nie saufen. Sie essen Datteln und andere Früchte von Pflanzen. Die gezähmten Strauße gewöhnen sich jedoch auch an Gerste und Bohnen. Auf ihrem Körper soll sich kein Ungeziefer aufhalten.

Das Weibchen des Straußes legt bei 50 Eier in den Sand, auf welche es mit dem Männchen nur des Nachts sitzt und sie bedrückt. Am Tage überlassen sie der in dortiger Gegend so heiß strahlenden

TAFEL 3. Der Ochse oder Stier.

Der Ochse oder Stier.

Sonne die Belichtung. Die Eier sind so groß wie ein Kinderkopf; ihre Schale ist hart, weißlich und mit kleinen Punkten besetzt. Frisch wiegen sie bei 4 Pfd. und schmecken gut. In einem einzigen Ei können sich 4 und mehrere Personen ganz satt essen. Wenn die Jungen aus dem Ei kriechen; so können sie im Anfang nicht gehen; aber schon in wenigen Tagen können sie recht gut laufen.

Aus den Schalen der Straußeneier macht man Schüsseln und Napfe. Diese werden allmählich so hart wie Eisenbein. Bei uns hält man sie als Rarität. Die schönsten Straußeneier kommen aus Peru, die größten aus dem Königreiche Monomolapa und von dem Vorgebirge der guten Hoffnung in Afrika. Das Stück kostet gewöhnlich einen Gulden. Die Mohren tödten die Strauße um der Felle willen, die sie an die Kaufleute von Alexandria in Egypten verkaufen. Die Häute sind sehr dick. Deshalb machten ehemals die Araber Kleidungsstücke aus denselben, die sie statt des Schildes und Panzers gebrauchten.

Die Strauße lassen sich sehr leicht zahm machen, besonders wenn man sie jung fängt.

Bei Nacht machen die Strauße ein höchliches Geschrei, welches den Reisenden in den Wüsten Geusen erregt. Micha sagt in Bezug darauf Kap. 1, 28: „Ich muß klagen und trauern wie die Strauße.“ Ihr Fleisch wird von einigen gegessen; aber es ist hart und schmeckt schlecht. Die Afrikaner bereiten aus dem Fett der Strauße, indem sie es mit dem warmen Blute vermischen, Straußbutter. Diese essen sie und benutzen sie auch als Arznei.

Der größte Nutzen der Strauße besteht in ihren Flügel- und Schwanzfedern. Einige sind sehr schön weiß, andere schwarz oder grau. Die seltensten sind die weißen und deshalb auch die theuersten. Die besten sind 1 Fuß lang. Diese langen weißen Straußfedern haben vor Alters her schon einen sehr hohen Werth gehabt. Schon die Alten gebrauchten sie als Bierath und kriegerischen Schmuck. Eine gute Straußfeder aus dem Schwanz kostet circa 1 Ducaten. Sehr viele Straußfedern verbraucht man in Europa jetzt auf Hüten, Helmen, als Puz zu Theaterkleidungen und zum Puz der Damen. Die Kavallerie-Offiziere tragen davon Federbüsche. In England und Italien werden auch Hüte für die Damen daraus gemacht. Die Türken schmücken damit ihre Turbane und im Königreiche Kongo verfertigt man gar Kriegsfahnen daraus. — Jedoch schätzt man nur diejenigen Federn hoch, die von lebenden Straußen ausgezogen sind. Man erkennt sie daran, daß aus ihrem Kiel, wenn man ihn zwischen die Finger drückt, ein blutrother Saft fließt. —

Zum Geschlechte des Straußes gehören der Kasuar und der Staupkasuar.

Unser Stier stammt von den Urochsen oder Auerochsen ab, die noch jetzt in Polen, Lithauen und Sibirien wild umher laufen. Der Auerochse ist größer als der zahme. Die Haut desselben ist so dick, daß er keine Schläge achtet. Es werden daraus Schilde verfertigt, die gegen die Kugeln undurchdringlich sind. Sein Fleisch soll vortreflich schmecken. Aus den Hörnern kann man Trinkgefäße machen.

Der zahme Stier hat auswärts gekrümmte Hörner und eine niederhängende, aus der schlaffen Kehlhaut gebildete Wamme. Das eigentliche Vaterland dieser Thiere ist Europa. Sie sind aber, ihres großen Nutzens wegen, fast über den ganzen Erdboden verbreitet. In der Größe und Farbe sind sie sehr verschieden. Einige, die als Mastochsen auf die Weiden gehen, werden wohl 1000 bis 2000 Pfd. schwer. Der Stier hier auf dem Bilde ist ein solcher Mastochs, der auf die Weide geht. Er hat ein dreieckiges Holz um den Hals hängen, damit er nicht wild werden und laufen kann. Die größte Stärke hat der Stier im Halse und Kopfe; daher er auch zum Boden und Pflügen sehr gut gebraucht werden kann. (Siehe das Bild rechts). Sie fressen auf der Weide Gras und Kräuter und werden in den Ställen mit Klee und andern Futterkräutern gefüttert. Im Winter giebt man ihnen Heu, unter welches an einigen Orten auch wohl etwas kurzes Stroh gemischt wird. Die Brunstzeit ist verschieden. Die Kühe brüllen alldann stärker als sonst. Die Begattung pflegt gewöhnlich im Frühjahr zu geschehen, wenn die Kühe auf die Weide getrieben werden. Gewöhnlich hält man bei einer Heerde nur einen Stier zum Bespringen. Die Stiere und Kühe sind wiederkehrende Thiere und haben 4 Mägen. An der Speiseröhre befindet sich eine Seitendöffnung, die in den ersten Magen oder den Pansen geht, worin die Speisen eingerichtet werden. Diese gehen, indem der Pansen sich zusammen zieht, in den zweiten Magen, welcher die Haube heißt. Aus diesem werden sie wieder durch die Speiseröhre in das Maul zurück getrieben. Dies geschieht, indem der Magen mittelst gewisser Muskeln zusammen gedrückt wird. Darauf gleiten die nochmals gekauten und zermalnten Speisen abermals durch die Speiseröhre in den zweiten Magen. Aus diesem kommen sie in den Salter oder Faltenmagen. Dieser dient dazu, daß die Speisen zwischen den darin mit vielen Fäden besetzten Blättern nochmals zermalmet werden. Endlich gehen sie in den 4. Magen, den Kohn, wo sie durch Vermischung mit dem Magensaft völlig verdaut werden. —

Das Rindvieh gehört zu den nützlichsten Thieren. Vom Ochsen kann Alles benutzt werden: Mist, Knochen und Klauen, Hörner, Haut, Haare und Fleisch. Das Fleisch des Ochsen ist sehr wohlschmeckend und wird auf verschiedene Weise zubereitet. Dasselbe giebt eine nahrhafte, schmackhafte Suppe. Aus dem Talge ziehen die Seifensieder Lichte. Die vom Nierentalge brennen am besten. Auch verfertigen die Seifensieder aus dem Talge vermittelst des Laugensalzes die Seife. Das Laugensalz erhält man durch das Auslaugen aus

der Asche verbrannter Gewächse. Durch das Kochen oder Sieden werden diese beiden Theile mit einander verbunden, indem während des Kochens das Laugensalz die Fettigkeit auflöst und sich damit vereinigt. Man nimmt auch Kalk und Küchensalz dazu, wodurch die Zubereitung desto besser von Statten geht und die Seife desto eher fertig wird. Von 1 Pfd. Talg erhält man gewöhnlich 2 Pfd. Seife. Ist das Fett schlecht, so bekommt man wenig Seife; wenn altes und schmieriges Talg dazu genommen wird, so wird die Seife fleckig. Die Seifensieder machen auch marmorirte und wohlriechende Seife. Jene soll durch das Umrühren entstehen, wenn sie in die Form gegossen wird. In der wohlriechenden Seife nimmt man Zimmt-, Muskat-, oder andere wohlriechende Oele. Mit der ausgelaugten Asche oder dem Bodensatz in dem Ascherfasse, den man die Seifensiederasche nennt, können Acker und Wiesen vortreflich gedüngt werden. Auf einem Acker thut sie weit bessere Dienste, als der Mist von Thieren, und auf den Wiesen verschwindet davon das trockene Moos und an dessen Stelle wächst ein junges, zartes Gras. — Aus der innern Fläche des Mastdarms ziehen die Engländer eine Haut, die wegen ihrer Feinheit zum letzten Schlagen des Goldes vortreflich ist. Man nennt sie Englische Haut. Sie wird auch zum Verbinden beim Ueberlag und bei Wunden gebraucht. — Die Ochsenhörner werden von den Rammmachern zu groben Rämmen verarbeitet. Die Bein-Drechsler gebrauchen sie, um daraus Pfeifenröhre, Pfeifenspiße, Stockknöpfe u. s. w. zu dreheln. Sie machen auch daraus Jagd-, Pulverhüner, so wie kleine Lockpfeifen, womit man die Thierschimmen nachahmt, um die Thiere dadurch an sich zu locken. Auch verfertigen sie aus solchen Hörnern Büchsen, Löffel, Kugeln und allerlei Schalen. Die zu dünnen und weichen Knochen verbrennt man zu Asche und verkauft sie unter dem Namen „Beinasche“ an die Schmelzhütten und Gold- und Silberarbeiter, die sie zu Lasten oder Kapellen, d. h. Schmelzgefäßen, gebrauchen. Aus den Beinknochen der Ochsen wird das berühmte Beinschwarz der Maler gebrannt. Auch das Ochsenblut gebraucht man zum Läutern des Zuckers und die Buchbinder gebrauchen es zum Vergolden der Bücher. — Der mittlere Theil der Hörner wird durch Hitze geglättet, durch Delung durchsichtiger, auch in dünnere Scheiben zerpalten, um in Laternen der gemeinsten Art statt des Glases benutzt zu werden. Die äußerste Hornspitze wird zu Knöpfen der Peitschen, zu Messerscheiden u. s. w. verbraucht. Das Mark, also das Innerste der Hörner, wird in heißem Wasser ausgekocht; dann schwimmt auf diesem viel Fett, welches die Sieder der gemeinsten Seife benutzen. Das Flüssige dient als eine Art Leim den Buchbindern zum Seifen. — Die Ochsenhäute werden von den Ledergerbern zu Leder bereitet (das Sohlleder). In Rußland macht man Justen daraus. Diese werden mit Sandelholz roth gefärbt. Bei der Bereitung dieser Lederart werden stets 2 Häute zusammen genäht; daher auch der Name, da Justen ein Paar heißt. — Die Weißgerber bereiten aus den Ochsenhäuten sogenanntes Klamleder. Es wird von den Sattlern und Riemern vorzüglich verarbeitet, weil es nicht nur stark, sondern auch zugleich weich ist. — Aus dem Sohl-

TAFEL 4. Der Hahn und das Huhn.

leder verfertigt man auch häufig Schnupstabskassen. Sie waren eine Erfindung der Schottländer. Obgleich diese die Verfertigung derselben geheim hielten, so wurden sie doch in Deutschland bald nachgemacht. Man bereitete solche aus glatt gemachtem Sohlleder, welches hernach etliche Male schwarz lackirt wurde. Auch Blaseldüge macht man daraus. Auch waren ehemals lederne Tapeten im Gebrauch. Man hätte diese nicht abschaffen sollen, weil sie dauerhaft sind und die Zeichnungen allerhand Farben gut annehmen. — Die abgeschabten Haare werden von den Gerbern an die Sattler und Maurer verkauft. Jene stopfen damit, wenn sie solche durch Waschen gereinigt haben, die Sattel- und Polsterfühle aus. Diese mischen sie unter den Kalk, damit er desto stärker und fester binde. — Mit den Klauen der Ochsen werden die Weinberge gedüngt. — Die Völker des Orients lassen von den Ochsen das Getreide austreten, weshalb Moses befehlt: „Du sollst den Ochsen, der da trischet, das Maul nicht verbinden!“ — Die Völker des Orients, so wie die Italiener, bedienen sich auch des Risses derselben statt des Holzes, um Brot damit zu backen. —

Wie stark sich das dem Menschen so nützliche Rindvieh vermehrt, nehmt daraus ab, daß allein Paris jährlich wenigstens 80 bis 100,000 Ochsen und 150,000 Küder, und London 12 Millionen Pfd. Butter, 25 Millionen Pfd. Käse u. c. gebrauchen. — In Süd-Afrika dient der dortige Stier auch zum Bewacher der Hottentottendörfer. Man läßt da mehrere solcher gebürtigen Wächter zusammengehen, die, so lange sie beisammen sind, selbst einem Löwen durch die gemeinschaftlichen Stöße ihrer Hörner vom Einbruch in's Dorf abhalten können. Es ist sehr gefährlich, einem auf solche Weise bewachten Dorfe zu nahen, wenn man nicht Einen, der daraus her ist und der die Stiere kennt, zum Begleiter hat. —

Noch muß ich einer eignen Volkbelustigung in Spanien gedenken (Siehe das Bild unten). Dies sind die sogenannten Stiergefechte. Denkt euch einen großen, runden, mit starken Brettern eingefassten Sandplatz, um welchen herum erhöhte Sitze für die Zuschauer angebracht sind. In diese Umzäunung wird ein wilder, großer Stier, meist aus Andalusien, wo es die schönsten giebt, eingelassen. Bald erscheinen ein oder einige leicht gekleidete Männer mit Spießen in der Hand, an denen rotke Fähnchen sind, und geben sich alle Mühe, den Stier noch wilder zu machen, indem sie ihn bald mit den Spießen stechen, bald ihm das rotke Fähnchen vorhalten. Sie wissen dabei mit ungemeiner Geschicklichkeit dem Stier auszuweichen; doch geschieht es manchmal, daß Einer oder der Andere doch den Hörnern des wüthenden Thieres nicht entgeht. Nach diesem erscheinen Reiter, welche sich auf gleiche Weise mit dem Stiere herumtummeln, und erst, wenn die Wuth des Stiers den höchsten Grad erreicht hat, erscheint der Matador, ein einzelner, gewandter Mann, welcher, nachdem er sich lange mit dem Stiere beschäftigt hat, welcher sich vergebens bemüht, seinen Gegner auf die Hörner zu fassen, mit einem einzigen Stoß das Thier erlegen muß, wenn die Zuschauer in ein lautes Beifallkräusen ausbrechen sollen. —

Daß die alten Ägypter einen Ochsen als Gott anbeteten, wird auch aus der Geschichte bekannt sein.

Interessant wird es auch gewiß sein, wenn ich euch schließlich noch Einiges über die Ochsen in Indien erzähle.

Indien ist das Vaterland der schönsten und mannigfachsten, der größten und kleinsten Hornvieharten. In einem Lande, wo man seit Jahrhunderten die Kuh für „heilig“ hält, und in ihrem Leibe die Hülle eines frommen Hindu sucht, kann es nicht wundern, daß sie besser gepflegt, sorgfältiger genähret, milder, freundlicher behandelt wird, als bei uns. Zugleich ist aber auch der Landstrich und die Nahrung dort diesem Thiergeschlechte zuträglicher. Es sind dort 5 durch Größe, Gestalt u. s. w. verschiedene Hornvieharten, und namentlich gibt es 8 Arten von Bückelochsen, d. h. solche, wo sich zwischen und über den Schultern ein großer Fettklumpen bildet, der hoch über den Bückel hinausstreigt. Die eine Art zeichnet sich durch außerordentliche Größe und Schönheit aus. Le Gour schreibt: Die Bückelochsen aus der Provinz Berar, wie auch aus Malabar und dem Lande der Maratten sind weiß, und oft von solcher Größe, daß sie Elephanten genannt werden. Ihre Hörner sind groß, und sie tragen einen Höcker, auf den Schultern, der aus so schmackhaftem Fette besteht, daß man diese Humpus, wie man sie dort nennt, eingefalzen nach England verschickt. Der große Werth dieser Ochsenrassen besteht aber in der Benutzung derselben zum Ziehen und Tragen. Selbst die Koeniglichen bedienen sich ihrer zum Fuhrwerke. Hyder Ali ließ sein ganzes Serail oftmals durch solches Gespann fortbringen. Hierbei sind diese Ochsen nicht nur mit einer schönen Decke, so wie mit Halsbinden und Schellen um den Hals gezieret, sondern selbst die Hörner endigen sich in kupferne oder messingene Spitzen, ja bei einigen Fürsten sind die Spitzen sogar von Gold, das Halsband aber von Silber. Solche Staatsochsen pflegt man auf's Beste, schmeichelt ihnen sehr und kriegelt sie häufig. Zugleich besitzen sie eine erstaunliche Stärke zum Tragen (800 Pfd.). Ein Paar kostet oft 1000 Rl. Sie sind sehr schnell und gelehrig. Sie laufen sehr leicht, oft selbst im Galopp, und trotten 60 Tage hinter einander täglich über 7 deutsche Meilen. Haben sie die Hälfte ihrer Tagereise beendet: so gibt man ihnen Risse von Weizenmehl, mit Butter und Zucker durchknetet; zu Abend hingegen erhalten sie nur das gewöhnliche Futter, nämlich: geschrotene und eine halbe Stunde in Wasser eingeweichte Erbsen. Einige dieser Ochsen halten im Trade mit dem Pferde aus. —

Der Hahn und das Huhn.

Der Hahn ist ein sehr wachsender Vogel und kündigt durch sein Geschrei den kommenden Tag an und vertritt daher bei den Landweibern die Stelle einer Uhr. Er kräht sowohl bei Tage als bei Nacht. Wenn er krähen will, so schlägt er erst einige Male mit den Flügeln. Er kräht am meisten, wenn eine Veränderung des Wetters bevorsteht. Die Luft hat nämlich auf seinen Körper einen großen Einfluß, und er empfindet solchen eher als der Mensch, z. B. wenn im Winter nach dem Froste Thaumwetter entstehen, oder im Sommer nach dem schönen Wetter Regen erfolgen wird. Er schläft, indem er auf Einem Fuße steht und den Kopf unter den Flügel eben derselben Seite steckt. In seinem Gange zeigt er großen Stolz. Er tritt langsam und gravitatisch einher, hebt seinen Hals und Kopf stolz empor, wie ihr ihn hier auf dem Bilde sehen könnt. Er verdoppelt nur seine Schritte, wenn er ein Huhn treten will. Seine Stirn ist mit einem roten Fleischlamme geschmückt, und seine Kehle zieren ein Paar Lappen von derselben Farbe. Unter jedem Ohre ist ein weißes Häutchen befindlich. An den Füßen hat er 4 Zehen, wovon 3 vorwärts gekehrt sind und die vierte hinten sitzt. Im Schwanz befinden sich 14 Rudersfedern. Die beiden mittelsten sind viel länger als die andern und können von ihm bis nach dem Halse hin zurück gebogen werden. Am Halse hat er längere, schönere Federn als das Huhn, und seine Füße sind mit Sporen bewaffnet. Nur die Hühner hat er eine große Liebe. Er vertheidigt sie und bringt durch sein Loden diejenigen wieder zusammen, die sich verlaufen haben. Hat er in der Erde ein Aderchen gefunden: so ruft er die Hühner zu sich und giebt es aus seinem Schnabel dem, das zuerst zu ihm eilt. Er ist ein zankfüchtiger Vogel, und 2 Hähne vertragen sich auf einem Hofe niemals mit einander. Sobald er einen fremden Hahn auf seinem Hofe erblickt, blüht das Feuer aus seinen Augen und die Federn am Halse und im Schwanz sträuben sich empor. Woller Erbitterung läuft er auf ihn zu und streitet so hartnäckig, bis sein Nebenbuhler demüthig die Flucht ergreift, oder er selbst von ihm besiegt wird. Daher hält man in England, China u. s. w. sogenannte Hahnengefechte, wozu man sie oft besonders abrichtet und ihnen lange, stählerne Sporen an die Beine besetzt. Die Engländer verschreiben sich zu dieser Absicht aus Hamburg die großen Hähne, die ein majestätisches Ansehen und prächtiges Gefieder haben. Die Schenkel und der Bauch derselben sind mit lockigten Federn dicht besetzt, weshalb sie von den Engländern „Samthosen“ genannt werden. Die Hahnenkämpfe werden daselbst öffentlich angekündigt und in der Mitte eines Amphitheaters angestellt, auf welchem sich unzählige Menschen versammeln. Dabei geschehen nun gewöhnlich außerordentlich hohe Wetten. Diejenigen Personen haben allemal ihre Wetten gewonnen, deren Hähne den Sieg davon tragen. Wenn die Hähne zusammen gesetzt werden so sind sie gewöhnlich so erbittert und so hartnäckig in ihrem Kampfe, daß sie den Tod der Schande, vor ihrem Feinde demüthig zu sieden, vorziehen.

TAFEL 4. Der Hahn und das Huhn.

„Daß die größten Hähne nicht immer die heftigsten sind, und oftmals von kleinen besiegt werden, darüber giebt uns folgende interessante Erzählung Beleg: Zwei Offiziere ein und desselben Schiffes, welches aus Indien nach Frankreich zurückfuhr, hatten 2 Hähne, einen kleinen, jedoch muntern, und einen großen, sehr schönen, mitgenommen. Auf einer langen, gemeinlich oft langweiligen Seereise, wie diese war, giebt oft die unbedeutendste Sache Gelegenheit zu interessanten Unterhaltungen. Alle Schiffleute wünschten und bewerkstelligten einen Kampf zwischen diesen beiden Hähnen, obgleich der Herr des kleinen Hahns wegen der ungleichen Größe sich anfänglich weigerte. Man brachte beide Hähne auf's Deck. Beim Anschauen des Riesens, der vor ihm stand, gerieth der kleine Hahn anfänglich in eine erstaunliche Wuth; er griff zuerst an. Die Lebhaftigkeit vertrat die Stelle der Stärke bei ihm; er beschleunigte seine Anfälle und Stöße zur Rechten und Linken, mit einer solchen Hitze, daß der große Hahn betäubt und geängstigt die Flucht ergriff und sich in die See stürzte. Der auf ihn erpöchte Sieger setzte sich schon in Bereitschaft, ihm durch Wellen und Fluth zu folgen, wenn die aufmerksamen Zuschauer nicht zugesprungen wären, und ihn zurückgehalten hätten.“

Die Hühner haben kurze Flügel und können daher fast gar nicht fliegen. Nur auf eine kleine Höhe, z. B. auf den Hühnerstall oder auf eine Plank, können sie sich erheben. Das Huhn ist kleiner als der Hahn. Der Kamm auf der Stirne ist nicht so groß, und die Fleischklappen unter der Kehle sind auch nicht so lang als die bei dem Hahn. Es fehlen ihr auch die langen Schwanzfedern und nur selten trifft man Sporen bei ihnen an. Wenn die Henne brütet, sitzt sie sehr emsig auf den Eiern und vergißt Futter und Trank. Wenn sie hervorkommt, so glückt sie, kräut die Federn empor und läuft sogleich wieder nach dem Neste, wenn sie etwas gefressen hat. Man kann ihr den Trieb zum Brüten vertreiben, wenn man sie einigemal in kaltes Wasser setzt, damit die Hitze am Hinterleibe sich verliere. Man legt ihr gewöhnlich 15 Eier zum Brüten unter, jedes mal aber eine ungerade Zahl, weil die Eier dann besser zusammen liegen. Sie sitzt drei Wochen auf den Eiern. Die ausgebrüteten Küchlein liebt die Henne jählich. Sie führt sie mehrere Wochen, und lockt sie mit veränderter Stimme; wenn sie ein Körnchen findet, frisst sie es nicht selbst, sondern ruft ihre Küchlein herbei. Sie bewahrt und schützt sie unter ihren Flügeln. Schwebt ein Raubvogel über dem Hofe, so hat sie wieder einen besondern Ton, womit sie ihre Kinder warnt. Häufig brütet sie auch Entener aus, und sie liebt die jungen Enten eben so sehr, welche sie ausgebrütet hat. (Siehe das Bild.) Das sonst furchtsame Thier wird so kühn, daß es den größten Hund, ja den Menschen anfaßt, der ihm und seinen Jungen zu nahe kommt. Die Henne giebt ihren Naturtrieb, Eier auszubrüten, durch einen besondern Ton zu erkennen, den man das Stücken nennt. Wenn die Küchlein auskriechen, so können sie gleich laufen und fressen. Die Eier können auch durch künstliche Wärme ausgebrütet werden. Dieses geschieht in einem Ofen, in welchem man eine Wärme zu erhalten sucht, welche die brütende Henne den Eiern gibt,

und welcher daher der Brütöfen genannt wird. In Egypten (Gairo) und China ist solches sehr gebräuchlich. In keinem Orte in der Welt hat man so viele Hühner als in Gairo. Weil daselbst die Eier ohne Henne ausgebrütet werden, so sieht man oft 7 bis 8000 Hühner auf einmal auskriechen. In die Brütöfen legt man stroberne Matten und auf diese so viele Eier, als man junge Hühner haben will. Mehr als 2 Reihen dürfen niemals über einander liegen, zuweilen auch am wärmsten Orte 3 Reihen. Den 20. oder spätestens den 22. Tag sind die Hühner ausgekrochen. Den ersten Tag fressen sie nicht; aber den andern Tag fangen sie an Nahrung zu genießen. Bei dem Fleiße, den man auf ihre Versorgung verwendet, pflügen sie fast alle fortzukommen. Hasselquist erzählt in seiner Reisebeschreibung, daß in Egypten sogar Frauenzimmer Eier ausbrüten, indem sie dieselben in die Umgruben legen. — Die Hühner fressen am liebsten Gerste, Buchweizen, Weizen u. s. w., auch Gras, Insekten und Gewürme, besonders gern Maikäfer. Die Insekten und Gewürme sollen ihnen zu ihrer Gesundheit nothwendig sein. Sie haben übrigens einen stumpfen Geschmack, wie alle Vögel, und kauen auch nicht, sondern schlucken nur; deswegen vergiften sie sich auch leicht. Besonders soll ihnen Petersilien, Kaffeebohnen, Kaffeesatz und bittere Mandeln schädlich sein. Da die Hühner sehr nützliche Thiere sind, so hat der Landmann sein besonderes Augenmerk auf diese Heberziehung. Zu einer guten Wartung der Hühner wird ein reiner und warmer Stall erfordert. Man muß denselben wohl beschützen, damit er vor den Rädern, Misten und Füchsen gesichert ist; ihn öfters ausmisten und den Boden mit frischem Sande bestreuen. Es ist gut, wenn derselbe öfters mit Thymian ausgeräuchert wird. Durch solche Reinlichkeit wird das Anzeigef von den Hühnern abgehalten und ihre Gesundheit befördert. Ihre Krankheiten entstehen sehr häufig von Ungeziefere. Dieses pflügt sich auf dem Kopfe tief in die Haut einzufressen. Sobald man dieses gewahr wird, muß man ihnen einen Tropfen Theer auf dem Kopfe einreiben. Reines Wasser zum Saufen ist ihnen durchaus nothwendig, weil dadurch dem Pils und andern Krankheiten vorgebeugt wird. —

Die Hühner sind unter dem Heberviehe dem Menschen am nächlichsten. Die jungen Hennen und Hähne geben uns eine angenehme und nahrhafte Speise. Von den alten werden vortrefliche und nahrhafte Suppen für Kranke gekocht. Das Fleisch der alten Hähne ist zwar trocken; aber es wird saftig und schmackhaft, wenn man sie jung castrirt oder verschneidet. Aldam sehen sie gleich mehr und besser Fleisch an. Ein solcher verschneidener Hahn heißt Kapaun. Mit diesem geht eine Veränderung in seinem ganzen Wesen vor. Er kann in diesem Zustande nicht mehr so krähen wie der Hahn; seine Stimme ist heiser und er läßt sich auch nur selten hören. Er mausert sich auch nicht mehr. Man kann ihn übrigens gewöhnen, junge Küchlein zu führen und aufzuziehen. Die Federn der Hähne und Kapaunen werden zur Verfertigung der Blumen und anderer kleinen Sachen gebraucht. Besonders werden sie zu den Federbüschen der Ketzerei u. benutzt. (Siehe das Bild.)

Die Hühner Eier sind in der Wirtschaft fast unentbehrlich. Ihr vielfacher Nutzen ist hinlänglich bekannt. In der Medizin werden sie ebenfalls gebraucht. Die Eierschalen sind ein Mittel, den Harn abzuführen. Das Eiweiß ist kühlend und zusammenziehend, und wird als ein Mittel gegen die Entzündung und Rötze der Augen gebraucht; auch werden die Syrupe damit klar gemacht. Ein frischer Eidotter, mit gestoßenem Candiszucker vermischt, ist ein vortrefliches Mittel gegen den Husten, wenn man solches einige Tage hinter einander Abends beim Schlafengehen einnimmt. Aus dem Eidotter preßt man auch ein Del, das unter dem Namen Eieröl bekannt ist. Es thut gute Dienste bei aufgesprungenen Brüsten und Brandschäden; man gebraucht es auch bei den Pocken. Wenn diese anfangen abzutrocknen und der Eiter in die Haut fressen will: so bestreicht man damit die Stelle und verhindert dadurch die tiefen Pockengruben. Das Eiweiß gebraucht man auch noch zum Glanzendmachen von Thüren, Kästen u. s. w. Auch werden die Eierschalen zu Malerfarben, Pfeifenköpfen und falschem Porzellan gebraucht.

Wenn die Eier lange liegen, so bekommen sie einen üblen Geschmack und werden zuletzt faul. Die Ursache davon ist die Ausdünstung, wodurch die flüchtigen Theile seines Saftes verloren gehen. Will man die Eier also lange gut aufbewahren: so muß man ihrer Ausdünstung dadurch vorbeugen, daß man von ihnen, so viel als möglich ist, die Wärme und den Zugang der Luft abhält. Man kann sie zu dem Ende in Asche, Salz oder Mehl an einem kühlen Orte verwahren. Oder man überzieht das Ei, sobald es gelegt worden ist, mit einem Teig, der aus gesiebter Asche und einer Salzlake besteht. Oder man nehme dazu Del, Butter, Bismuth ic. Vermöge solcher Mittel kann man sie vom Sommer bis in den Winter aufbewahren, ohne daß sie etwas von ihrem guten Geschmacke verlieren.

Wenn die Hühner gut gefüttert werden, so legen sie fast das ganze Jahr hindurch, ausgenommen in der Mauserzeit. Diese fängt gewöhnlich im Herbst an und dauert 6 Wochen lang. In dieser Zeit fallen die alten Federn aus und werden durch neue ersetzt. Die Eier wachsen in dem Leibe der Henne am Eierstocke und können ohne die Mitwirkung des Hahnes völlig auswachsen. Die Hühner bedürfen also seiner nicht, um Eier zu legen; aber zur Fruchtbarkeit derselben wird die Gemeinschaft mit dem Hahne nothwendig erfordert. Ein gutes Huhn legt in einem Sommer wohl 150 Eier. Wenn es 10 Monate alt ist, ja wohl noch eher, fängt es an zu legen. Zuweilen legen die Hühner schlechtere Eier, Hühner, die keine Schale haben, oder auch Windeier, die nur mit einer dünnen Haut umgeben sind. Solche Eier entstehen daher, wenn die Hühner keinen Kalk fressen können, wovon sich die Schale bildet, oder auch, wenn sie zu fett sind. Man findet auch Eier ohne Dotter, mit 2 Dottern, ja sogar Eier, in denen noch ein kleineres Ei sitzt. Die Hühner legen ihre Eier gern an verborgene Orte.

Das Huhn stammt eigentlich aus Ostindien und hat sich unter verschiedenen Gestalten über den ganzen Erdboden verbreitet. Es

TAFEL 5. Der Bär.

gibt es in Japan und China Hühner, die Haare statt der Federn haben. In Afrika hat man ein Huhn, welches das Mohrenhuhn heißt, und eine schwarze Haut, ja selbst schwarze Knochen hat.

Der Bär.

Zu den bekanntesten reisenden Thieren gehört der Bär; deshalb, weil er in der ganzen Welt gefunden wird, wo es nur Wälder und Höhlen gibt, in denen er sich verbergen kann, ohne von der Bevölkerung ausgetrottet zu werden. Vor 100 Jahren fand man ihn selbst noch in Deutschland häufig. In den Schweizergebirgen sind sie auch jetzt noch nicht ausgerottet, und Rußland, Polen, Ostpreußen, so wie die übrigen nördlichen Länder sehen diese Raubthiere sehr häufig.

Man hat verschiedene Arten von Bären, die durch Größe, Farbe und Nahrungsweise von einander abweichen. In Europa ist der braune, in Amerika der schwarze, und am Nordpol der weiße (Eis-) Bär zu Hause. In der Hauptsache gleichen sie sich aber alle, jedoch sind der weiße und schwarze die größten.

Der weiße ist zunächst bloß auf Fleischnahrung angewiesen, da im Norden am Pole keine Pflanzen wachsen. Die andern halten sich mehr an Pflanzenkost, doch lieben sie auch das Fleisch. Beide, der schwarze und braune, ganz übereinstimmend in ihrer Lebensart. Sie wohnen gern in einsamen Wäldern; beide, besonders aber den schwarzen, führt ihre übergroße Liebhaberei zum Honig sehr häufig zu den Wohnungen der Menschen, wo man sie gar oft und auf allerhand Weise beim süßen Honig, noch ehe sie ihn verkostet haben, fängt. Nach ihrem Aufenthaltsort im Waldgebirge hin führt ordentlich ein betrübener Fußpfad, auf welchem man ihnen gewöhnlich mancherlei Fallstricke legt, sie auch durch ihren dummen Jähzorn fängt. Denn am Bären könnt ihr es recht einsehen lernen, wie der Jähzorn ganz dumm und blind macht; stürzt er doch manchmal einen schweren Klotz (die sogenannte Bärenfalle), an welchem er sich selbst gefangen hat, zornig von einem Felsen hinunter und sich selber, weil er ja daran hängt, auch mit, und er merkt die Sache doch in seinem Zorn nicht, sondern schleppt zornig brummend den Klotz noch einmal hinauf, wirft ihn wieder sammt sich selber hinunter und so bleibt er dran, bis er sich selbst zerschmettert oder so matt gemacht hat, daß er nicht weiter kann. (Man stellt nämlich eine Schlinge auf den gewöhnlichen Weg des Bären oder beim Eingange in seine Grube, die an ein schweres Stück Holz befestigt ist. Wann er sich nun gefangen hat, nimmt er das Holz auf und trägt es an einen Absturz, wo er es mit heftigem Grimme hinunterstürzt u.). — Der Bär hält einige Monate lang Winterruhe; das Weibchen und die Jungen in Höhlen, die alten Männchen in einem Moos- und Reispfette im Walde, das sie sich selbst zusammengetragen haben. In diesem Lager schlafen sie zwar nicht immer; aber sie liegen doch ganz träge, an ihren Tagen,

die sich dann häuten, saugend da, ohne Nahrung zu nehmen, und die Bärin hält auch noch im Winterlager ihr Wochenbett. Der Bär ist in manchen Gegenden von Sibirien so geachtet, daß der Mensch für ganz besonders artig gehalten wird, welcher die Manieren eines Bären am meisten angenommen hat (z. B. beim Tanzen u.), und daß die Leute dort, wenn sie einen Bären erlegt und aufgezehrt haben, zuletzt noch den Kopf, in welchem, wie sie glauben, die vernünftige Seele des Thieres wohnt, ordentlich bewirthen, ihn bitten, er solle es doch seinen Verwandten auf den Bergen und im Walde sagen, wie hoch sie ihn geehrt hätten, damit Mehrere sich von ihnen fangen ließen, dann aber doch auch den Kopf mit sammt den Früchten essen, die sie ihm in den Rachen gesteckt hatten. Der Bär hat aber auch manchmal in seinem Anstand etwas so Menschenähnliches, daß einmal Einer einen Bären, dem er den Kopf etwas barbirt hatte, für einen wilden Menschen ausgab, der nicht sprechen sondern bloß brummen könne, wie ein Bär, auch fast am ganzen Leibe so behaart sei, wie ein Bär. Der Mann ließ diesen Menschen, dem er einen rothen Rock und eine Weste angezogen hatte, für Geld sehen, und es liefen viele Leute hin, die den Spass glaubten, und sich von dem wilden braunen Manne, der auf einem Stuhle saß, und Thee aus einer Tasse trank, gleich jedem andern Menschen, die Hand (Lage) geben ließen, und seine große Bärenähnlichkeit bewunderten. Einige glaubten wohl gar, es sei ein reisender Gelehrter, der sich nur gleich einem Bären anstelle; bis endlich ein feiner Kopf bemerkte, daß dieser Reisende nicht sowohl ein Mensch sei, der einige Bärenart und Bärenmanieren angenommen, als vielmehr ein Bär der Hofmanieren gelernt hatte. Der Mann, dem dieser höfliche Bär gehörte, hatte übrigens bereits gar vieles Geld damit gelöst. Befehlt ihr die rechte Seite des Bildes, so erblickt ihr, wie ein Mensch auf einer Redoute als Bär erscheint, indem er sich in eine Bärenhaut eingewickelt und den fürchterlichen Bärenkopf rückwärts geschlagen hat. Das muß possitlich ausgefallen haben, nicht wahr? der Mann kannte gewiß das Stüchken auch, was ich euch eben erzählt habe.

Doch zurück zur Beschreibung des Bären.

An den Vorder- und Hinterfüßen haben die Bären 5 Zehen. Die Daumenzehe ist nicht abgefordert. Ihre Zunge ist platt und die Nase hervorstehend. Im gehen treten sie auf den ganzen Fuß bis auf die Ferse. Daher können sie auch leicht auf den Hinterbeinen gehen und bedienen sie sich dann der Vorderbeine statt der Hände. Auch können sie gut klettern und schwimmen; nur halten sie das Letztere nicht lange aus. Seine Vorderlappen dienen ihm zu Waffen. Er gebraucht sie, wie die Katzen, zum Zuschlagen. An den Menschen vergriff er sich nicht leicht, wenn er nicht gereizt wird. Aufgebracht aber ist er sehr behertzt. Er kann leicht durch einen Schlag auf den Kopf getödtet werden. Sein Laut besteht in einem Brummen und Schnauben. — Im Herbst sind die Bären am fettsten. Vorzüglich sind ihre Lagen sehr fett und besondere Lasterbissen. — Die Bären halten sich nicht schaarweise zusammen, sondern leben von einander abgefordert, Jeder mit seinem Weibchen. Die Bärin bringt 1 Jun-

geb, auch wohl 2 zur Welt. Die Jungen sind klein und liegen in einer Hülle, welche die Mutter erst entzwei lecken muß. Sie werden blind geboren. In 4 Jahren werden die Jungen vollkommen. Ihr Alter erstreckt sich auf 20 bis 30 Jahre. Ihr Fleisch ist essbar. Besonders nutzbar sind ihre Häute. Sie werden zu Ueberzügen über Koffer und zu Pferdebedecken benutzt. Die alten Deutschen schliefen auch darauf; daher kommt der Ausdruck Bärenhäuter. So nannten nämlich die alten Deutschen die, die zu weichlich waren, auf der bloßen Erde zu schlafen. Man verarbeitet die Häute auch zu Mützen, Muffen, Pelzkleidern u. s. w. — Der Eisbär hat milchweiße, zarte und glänzende Haare und wird über 7 bis 8 Fuß lang. Sein Aufenthalt sind die Länder am Nordpol, nämlich die Küsten von Grönland und Sibirien. Auch sind sie auf den übrigen benachbarten Inseln des Eismeres in großer Menge. Sie sind sehr gefräßig und nähren sich von Fischen und Seezungen, so wie vom Fleische der Walrosse u. Der Eisbär ist sehr muthig. Er fällt Menschen, ja sogar seines gleichen an. Seine Stimme ist tiefer als die des Landbärs, und kann mit dem Geschrei eines heißen Hundes verglichen werden. Im Winter, wenn die Sonne in diesen nördlichen Gegenden nicht mehr aufgeht, wo es bekanntlich ½ Jahr Tag und ½ Jahr Dämmerung ist, macht er sich unter dem Schnee eine Grube zu seinem Winterlager. In derselben liegt er so lange, bis die Sonne wieder anfängt aufzugehen. Das Weibchen des Eisbären gebiert jedesmal 2 Junge, die ihr, so lange sie klein sind, beständig folgen. Sie liebt sie außerordentlich und stirbt lieber, als daß sie sich von ihnen trennen sollte. Man pflögt die Eisbären mit Feuergewehren oder Spießen zu erlegen. Durch Schläge auf den Kopf sind sie nicht zu tödten. Ihre Fett gibt einen sehr guten Thran. Für die Lappen ist es auch ein herrliches Essen. Der Grönländer ißt das Fleisch des Eisbären und benutzt dessen Haut zum Pelze. Von der Größe des Eisbären könnt ihr euch eine Vorstellung machen, wenn ich euch erzähle, daß die Mannschaft des vom Capitän Ross kommandirten Schiffes Alexander einen tödtete, der 1131 Pfd. wog. Er schwimmt sehr gut und geht oft viele Meilen weit auf einem Eisselde in die See hinaus, was ihm aber oft das Leben kosten mag. Ost gelangt er so von Amerika nach Norwegen. Für die Wallfischfänger ist er ein böser Gast, besonders da er auch gut untertaucht und also den Augen im ersten Augenblicke ausweicht, um dann desto muthiger ein Boot anzugreifen. Man sah sogar einen, dem beim Hinauffklettern an Bord die Lagen abgehauen war, die Verfolgung nicht eher aufgeben, bis er auf dem Berdecke getödtet wurde. Zugleich finden sich diese Thiere oft in ganzen Heerden vor. Einst ward ein Matrose von einem solchen Bären in den Rachen genommen und so schnell davon getragen, daß ihn, trotz seines Schreies die Kameraden nicht zu retten vermochten. Sein Geruch ist, wie der aller Bären, außerordentlich fein; meilenweit riecht er, wenn die Schiffer den Thran sieben, und findet sich ein, die weggeworfenen Reste des Wallfisches zu verzehren. Von Natur ist er durch eine außerordentliche Fettnasse gegen die Kälte geschützt. Man fand schon im Herbst 100 Pfd. Fett bei einem Eis-

TAFEL 6. Der Biber.

bären. — Zwei Matrosen hatten sich eink, so erzählt ein Holländer Wilhelm Barends, zum Schlafen an's Ufer begeben und den Einen nahm ein Eisbär beim Gewide. „Wer packt mich denn von hinten?“ rief der Schlafrunkel, in der Meinung, daß man ihn necke. Allein der Bär zerbiß ihm schnell den Kopf, und der andere Matrose eilte so rasch davon, als der Schreck und die Angst es erlaubten. Alle seine Kameraden kamen mit Flinten und Piken dem Feinde entgegen, der sich sein Dyster gut schmecken ließ. Ohne Furcht stürzte er sich auf die Matrosen, packte einen derselben, lief mit ihm davon und zerriß ihn. Durch mehrere Kugeln, die ihn in die Stirne trafen, wurde er endlich erlegt und von den 2 Matrosen noch ein kleiner Rest gefunden.

Und doch ist auch dies wilde Thier zu zähmen. Im Jahre 1832 war in der van Nien'schen Menagerie Einer, der Nichts lieber aß, als Milch und Brod und übrigens mit seinem Besizer auf's Freundschaftliche koste. Von einem falschen, tüchtigen Wichte im Auge war keine Spur. Er ließ auf sich reiten; er setzte sich auf die Hinterepfoten, und seine größte Wonne war es, wenn ihm einige Eimer kaltes Wasser über den Leib gegossen wurden. — Die Liebe der Bärin zu ihren Jungen ist rührend: Im Jahre 1775 kam eine Bärin mit ihren 2 Jungen zu der im Eismere überwinternden Fregatte, das Todtengrieppe. Die Mannschaft erlegte erst die Jungen und verwundete dann die Mutter. Unter den heftigsten Schmerzen kroch die Bärin zu den todtten Körpern und versuchte, sie mit den Zähnen in die Höhe zu bringen, und ächzte und kroch fort, um sie zum Aufstehen zu reizen. Endlich brüllte sie fürchterlich gegen das Schiff an, bis mehrere Kugeln ihrem Schmerze mit dem Leben zugleich ein Ende machten. — Das Fell des Eisbären gewährt einen trefflichen Pelz für Schütten, sein Fleisch ist sehr schmackhaft, sein Haar gleicht der Wolle eines Schafs. —

Der Landbär ist sehr kräftig und behend, klettert rasch die Bäume hinauf, geht auf den Hinterfüßen und läuft recht schnell. Wenn in der Schweiz (siehe das Bild zur rechten Seite) hat seinen Namen, sein Wappen (ein Bär) von ihnen und die Bauernhöfe daselbst haben im Winter manchmal große Noth mit denselben; jedoch ist die dortige Art nicht so groß und wild, um Menschen anzugreifen. Die gefährlichste Art des Landbären ist der schwarze in Nordamerika, besonders in Canada und noch höher hinauf. Ein solcher Unhold war einmal von 6 Kugeln getroffen, wild genug, seinen Feinden mit einer Wuth entgegen zu gehen, daß sich diese in der Angst in's Wasser stürzten und ihm mit genauer Noth entgingen.

Wenn in Nordamerika sich viele Theilnehmer zu einer großen Jagd in der Wildniß vereinigen, so gehen gewöhnlich 1 oder 2 muthige Schützen voraus, um das zum Unterhalte des ganzen Zuges nöthige Wildpret zu schießen. So machte auch Hugo Glas den Vortrab; denn seine Büchse galt für die beste unter allen, und Keiner wußte richtiger zu zielen, als er. Nicht allzuweit von den Uebrigen dringt er eben durch ein dickes Gebüsch, als er, nur 3 Schritte vor sich entfernt, eine weiße Bärin erblickt, die sich hier ihr Lager bereitet hat, und ehe er noch den Hahn aufziehen und losdrücken kann, hat ihn

dieselbe bei der Gurgel gefaßt und zur Erde geworfen. Die grimmige Feindin reißt ihm ein Stück Fleisch aus der Brust und trollt dann zu ihren 2 Jungen, um mit ihnen den rauchenden Leckerbissen zu theilen. Hugo Glas hat noch Kraft und Besonnenheit genug, auf Flucht zu denken; doch kaum sieht die wachsame Bärin, daß er aufstehen will, als sie mit den Jungen sogleich zurückkehrt. Diesmal reißt sie ihm ein Stück aus der Schulter, schlägt ihm den Arm auf, und verwundet ihn fürchterlich mit der Tazge am Kopfe. Ihre Jungen sind die Jagdgeführten von Hugo nachgekommen, und der Muthigste von ihnen giebt Feuer auf Einen, das es stürzt. Das Andere eilte allerdings gegen ihn los, so, daß er sich in ein nahe Wasser flüchten mußte, hier aber doch noch Zeit gewann, ihm ebenfalls eine tödtliche Kugel in den Leib zu jagen. Die übrigen Jäger hatten indeß Alles gethan, den armen Hugo zu befreien. 7 oder 8 Schüsse tödteten die über ihrem blutenden Dyster stehende grimmige Bärin. Ihren Klauen war nun Hugo entronnen. Aber was half es ihm? Er lag in seinem Blute da. Sein ganzer Körper war eine Wunde Wundärztliche Hülf konnte man ihm nicht schaffen; ihn fort zu transportiren, ging auch nicht. Unter diesen Umständen zog die Jagdpartie weiter und ließ 2 aus ihrer Mitte bei dem Unglücklichen. Indessen, als etwa 5 Tage um waren, und der arme Hugo noch immer nicht Genesung hoffen ließ, verloren die 2 Zurückgelassenen die Geduld. Hartberzig nahmen sie seine schöne Büchse und das Pulverhorn, und was er sonst hatte. Wehr- und nahrunglos ließen sie ihn liegen und jagen auf der Spure der Uebrigen nach, bis sie wieder zu ihnen stießen. „Er ist todt!“ versicherten sie und zeigten zum Beweise den genommenen Raub vor. Kein Mensch zweifelte an ihrem Worte. — Der arme Glas lebte aber noch und hatte bei aller Schwäche nicht Lust zu sterben. Er kroch im Gegentheile zu einer nahen Quelle, und 10 Tage lang labte er sich hier mit wilden Beeren und klarem Wasser. Seine Wunden heilten mehr und mehr, so daß er nun schon daran denken konnte, nach dem Kiawafort aufzubrechen, einem Handelsposten, der, 70 deutsche Meilen fern, am Missouri gelegen war, und diese siebenzig Meilen mußte er durch dicke Waldungen, ohne allen Schutz, ohne gebahnten Weg, ohne bestimmte Nahrung zu machen suchen! Dennoch, Gott, seinem Muth, seiner Ausdauer vertrauend, wagte er es. Und es gelang. Nur Eine gute Mahlzeit erquickte ihn. Ein paar Wölfe erzwangen ein Büffelkalb. Er wohnte im Dickicht ihrer Mordthat bei. Als sie sich entfernt hatten, erquickte er sich an den Ueberresten ihres Raubes. Einem Gecrype ähnlicher, als einem Menschen, mehr kriechend als gehend, langte er in Kiawa endlich an, und seine Abenteuerer pflanzten sich von Mund zu Munde bis auf den heutigen Tag fort. —

Das Fett des Landbären ist sehr brauchbar; Viele glauben, es besitze eine stärkende Kraft. In Paris nimmt man es daher gern zu Pommaden. Ein Bärenschinken gilt im Norden auf einer Bauernhochzeit so viel wie bei uns ein Schweineschinken. Der Handel mit Bärenfellen ist bedeutend, und das Stük kostet immer 5 bis 10

Thaler. — Junge Bären lassen sich in hohem Grade zähmen und abrichten. Man fand sie daher sonst auch häufig an Höfen in dazu eingerichteten Gruben und Gräben, und zum Theil ließen sie halb frei herum. Daß man solche zahme Bären oft im Lande herumführt ist bekannt; es geschah sonst noch viel häufiger als jetzt. Sie waren zum Tanze abgerichtet und benahmten sich freilich plump genug dabei. Fast alle kommen aus Litthauen, wo gleichsam ihre hohe Schule ist. Indessen ist es nicht leicht, der Jungen habhaft zu werden; denn die Bärin schützt sie muthig und bewacht sie gar kluglich. Welche List aber wäre groß genug, der menschlichen die Spitze zu bieten? Man setzt ihnen Honig mit Branntwein hin und berauscht so die Jungen und ihre Mutter. Schlafen sie, was in Nordamerika der Fall ist, in hohlen Bäumen während des Winters, so zündet man diese an, und wenn sie nun herunterfliegen, um der Hitze zu entgehen: so werden die Alten getödtet, die Jungen gebunden. Oder man macht Gruben, die mit Pfosten und Pfählen ausgefüllt sind und oben mit Erde, Kalk und Laub bedeckt werden. Ein dorthin geführter Pfad, und eine daseibst angebrachte Lockspeise verleitet sie hin zu gehen, wo sie dann hineinfallen. In die Grube stößt ein Kasten, durch eine Fallthüre und einen engen Gang, der zu ihm führt, von der ersteren getrennt. Will man den Bären nun lebendig haben: so neckt man ihn, bis er in den Gang geht, und dann bleibt ihm nur der Kasten offen. Wie ein solcher Bärenkasten aussieht, zeigt jede Menagerie. — Im Bärenkampfe zeichnen sich am Meisten die Kamtschadalen aus. Sie geben ihm mit einem Messer in der linken Hand und einem Dolche in der rechten entgegen; den linken stoßen sie ihm in den Rücken. — Am empfindlichsten ist die Nase des Bären. Ein Schlag auf diese kann ihm das Leben rauben. — In älteren Zeiten war die sogenannte Bärenbehe mit Hundern ein grausames Volkvergnügen. Diese fanden fast an allen Höfen Statt. Jakob I. von England kannte keine größere Freude. In Wien hat die Bärenbehe noch bis zu Joseph II. Statt gefunden. Es gab fast alle Sonntage verglichen im Prater. Gottlob, daß solche Dinge ein Ende haben!

Der Biber.

Er ist so groß wie ein mittelmäßiger Hund (2½ bis 3 Fuß.) Sein Schwanz ist halb so lang als sein Leib und wiegt 60 bis 70 Pfd. Der Kopf des Biber's ist kurz und zusammengedrückt; die Schnauze dick und stumpf; der Hals kurz und dick; die Augen sind klein; die Ohren kurz, zugrundet, behaart und im Felze verdeckt; der Rücken gewölbt; die Füße sind kurz und stehen etwas einwärts. Die fünf Zehen an den Vorderfüßen sind klein, mit langen, scharfen Nägeln besetzt, und wie bei einer Menschenhand von einander getrennt. Die

TAFEL 6. Der Biber.

an den Hinterfüßen sind größer, mit einer Schwimmhaut zusammen gewachsen und haben breite, stumpfe Nägel. Sein Schwanz ist breit, platt und schuppig, mit dazwischen stehenden einzelnen steifen Haaren; der Biber trägt ihn horizontal. Das Kopfhaar ist struppig. Der Biber hat 4 sehr scharfe Schneidezähne. Sein Körper ist theils mit langen und starken, theils mit kurzen und weichen Haaren bedeckt. Jene sind schön hell- kastanienbraun und glänzend, diese gelbbraun. Indeß wechselt die Farbe der Biber nach dem Klima, in welchem sie leben. Je weiter sie gegen Norden wohnen, desto dunkler sind ihre Haare. Es gibt sogar Biber, welche ganz schwarz sind. Bisweilen findet man auch weiße, weiße mit grauen Flecken und weiße mit vermischten rothen Haaren.

Am meisten findet man ihn in Nord-Amerika, doch hält er sich auch in Nord-Asien und Nord-Europa (Rhein, Weser, Elbe, Donau) auf.

Sie nähren sich von zartem Holze, Blättern und frischer Baumrinde. Sie sitzen beim Essen auf den Hinterfüßen und führen dasselbe, wie die Eichhörnchen, mit den Vorderfüßen zum Munde; den Schwanz haben sie dabei zwischen den Beinen liegend und er dient ihnen gewissermaßen zum Zeller. Jedoch fressen sie auch Kalms, Seerosen, Fische und Krebse. Ihr Charakter ist von Natur sanft und ruhig. Sie lassen sich sowohl jung als alt einfangen und leicht zähmen und hören dann auf die Stimme des Menschen. Sie haben einen schleppenden und langsamen Gang; im Wasser hingegen sind sie sowohl im Schwimmen, als auch im Untertauchen sehr schnell. Sie gehören zu den Amphibien; jedoch leben sie am liebsten auf dem Lande, denn sie können es ohne Lust nicht lange aushalten und müssen deshalb im Wasser oft Athem schöpfen.

Ihr Geruch ist sehr fein und ihre überigen Sinne sind sehr scharf. Sie sind mit einem starken Hautmuskel um den ganzen Körper versehen, womit sie sich sowohl beim Schwimmen, als auch in engen Bogen zusammenziehen können. Ihre Lebensdauer ist 15 bis 20 Jahre. Im dritten Jahre haben sie ihre Größe erreicht. Die Stimme der Biber ist eine Art Geuzen, welches manchmal wie ein Gebelle lautet. Wenn sie sich beißen, rufen sie: karr! karr! Jeder Biber hat nur ein Weibchen. Ihre Begattungszeit fällt auf St. Bartholomäi und im März wirft das Weibchen 2, 3 oder 4 Junge. Diese säugt sie an ihren auf der Brust befindlichen 4 Zitzen.

Nordamerika ist jetzt, wie gesagt, ihr Hauptsiß; denn sie fliehen die Nähe der Menschen, oder hören doch wenigstens bei ihnen auf in großen Gesellschaften zu leben und ihre merkwürdigen Wohnungen zu bauen.

Dabei sind die europäischen Biber nur einsame Stubenbewohner, welche einen schmutzigen und von der Erde abgeriebenen Balg haben. An den Ufern der Flüsse machen sie sich hier Gruben in die Erde, wie die Föhottren, und zuweilen auch einen Graben von einigen Fuß Tiefe, um einen kleinen See zu bilden, der bis in die Oeffnung ihrer Höhle dringt, welche oft über 100 Fuß lang und immer mehr

nach und nach in die Höhe geführt ist. Dadurch sind sie bei Ueberschwemmungen sicher.

Die Biber in Nordamerika leben in Gesellschaften von 2 bis 300 zusammen und versammeln sich im Juni und Juli an dem Ufer eines Wassers, um ihre Häuser gemeinschaftlich zu bauen. Wegen dieser Baue sind die Biber besonders berühmt, und einige Reisende können die Kunst und Ordnung nicht genug rühmen, die man an solchen Bauen bemerkt.

Bemerkt das Merkwürdigste hierüber:

Die Biber halten sich den ganzen Winter hindurch in ihren Wohnungen auf, welche sie 6 bis 8 Fuß hoch über der Oberfläche des Wassers errichten. Sie wählten sich hierzu wo möglich einen Teich oder ein anderes stehendes Gewässer, errichten ihre Häuser auf Pfählen und geben ihnen eine kreisförmige oder ovale Gestalt, welche oben zugewölbt ist und daher äußerlich einem Dome ähnlich sehen. Ihr Inneres hat mit dem eines Ofens Ähnlichkeit. Die Anzahl der Häuser, welche sie bauen, beträgt gewöhnlich 10 bis 30. Die bequemsten Plätze zum Bauen sind etwas tiefe Buchten in stehenden Gewässern. Finden sie kein stehendes Gewässer, sondern nur solche, wo das Wasser dem Steigen und Fallen unterworfen ist: so lassen sie sich an einem Strome nieder und richten dann den Platz zu ihren Wohnungen mit erstaunenswürdiger Kunstfertigkeit und Ordnung ein. Sie machen es dann so:

Zuerst bauen sie auf folgende Weise einen Damm, der wie eine Schleuse quer durch den Fluß von einer Seite bis zur andern geht und 80 bis 100 Fuß lang und an der Grundfläche 10 — 12 Fuß breit ist. Sie fällen zu dem Ende Holz von Pappeln, Epen, Weiden, Erlen, Birken u. s. w. Sie fällen große Bäume von oft mehr als Mannsdicke und lassen sie in den Fluß hineinfällen. Sie erreichen es, daß dieselben quer über den Fluß fallen, dadurch, daß sie dieselben mit ihren 4 Schneidezähnen am Fusse zersägen. Nun schneiden sie die Zweige von dem Stamme ab, damit derselbe eine horizontale Lage erhalte. Während des laufen Andere am Ufer des Flusses umher, um kleinere, dünnere Bäume zu fällen. Während nun die ersten Biber das größere Holz nach der zum Bauen bestimmten Stelle bringen, indem sie hinter demselben herschwimmen, schneiden die Andern die gefällten kleineren Bäume bis zu einer bestimmten Länge, bilden sie zu Pfählen, ziehen sie zu Lande nach dem Ufer des Flusses und dann durch das Wasser nach ihrem Bauplatze. Hier senken sie dieselben nieder und durchflochten die Zweige mit den größeren Pfählen. Jetzt richten sie die Pfähle und stellen sie senkrecht. Um dieses fertig zu bringen, erheben einige Biber die dicken Enden der Pfähle mit ihren Zähnen gegen das Ufer, oder gegen den Querbaum zu; andere graben, indem sie untertauchen, mit ihren Vorderfüßen Löcher und bringen die Spitzen der Pfähle hinein, damit sie aufrecht stehen bleiben können. Alle diese Baumstämme sägen sie mit ihren scharfen Zähnen. Endlich haben sie ihr Gebälke in Ordnung und siehe da! wir erblicken verschiedene Reihen Pfähle von gleicher Höhe, welche alle einander gegen

über stehen und sich von dem einen Ufer des Flusses bis zum andern erstrecken. Die Pfähle stehen gegen den Strom des Flusses senkrecht. Dagegen ist das ganze Werk abhängig, wo es den Druck des Wassers aushalten muß, so daß der Damm unten 10 — 12 Fuß dick ist, nach oben hin allmählig aber immer dünner wird und zwar oben an der Spitze nur 2 bis 3 Fuß breit ist. Nach dem Strome hin sind die Pfähle senkrecht, nach dem Ufer hin schief.

Während dieser Arbeit der am Bau des Damms beschäftigten Biber bringen andere Erde, die sie mit ihren Füßen anfeuchten und mit ihrem Schwanz festklopfen. Sie tragen dieselbe mit ihrem Raule und ihren Vorderfüßen fort, und zwar in solcher Masse, daß sie alle Zwischenräume des Pfahlwerks damit anfüllen. Die Erde bereiten sie mit ihren Füßen zu und schlagen sie mit ihren Schwänzen in die Lücken des Damms, so daß ihnen also ihre Schwänze hier statt der Mauerkeule dienen.

Oben auf dem Damme machen sie 2 bis 3 abhängige Oeffnungen, um dadurch das darauf stehende Wasser zum Abfluß zu bringen. Diese machen sie weiter oder enger, je nach dem Steigen oder Fallen des Flusses. Entstehen durch plötzliche Ueberschwemmungen einige Verläche in dem Damme, so bessern sie dieselben bei gesunkenem Wasser sehr gut wieder aus.

Auf diesen Dämmen wächst nun bald Gras, welches die Erde immer fester macht; auch fassen die in den Damm gelegten Zweige daid Wurzel und so entsteht nach und nach eine Hecke, in der selbst Vögel nisten.

Durch einträchtiges Zusammenwirken aller Biber ist der herrliche Bau zu Stande gekommen. Nun theilen sie sich in kleinere Haufen, um ihre Wohnungen zu bauen.

An diesem Damme werden die Wohnungen angelehnt. Sie werden am Rande des Flusses oder Sees auf Pfählen, nahe beisammen, aufgeführt und haben nur einen Ausgang, der sich über und unter dem Wasser befindet, so daß sie auf diese Art vom Froste Nichts zu besorgen haben. Die Mauern sind gegen 2 Fuß dick und senkrecht auf Dielen oder ebenen Pfählen erbaut, welche ihren Häusern zum Grunde oder Fußboden dienen. Hat das Haus nicht mehr als 1 Stockwerk: so erheben sich die Mauern nur einige Fuß hoch senkrecht, nehmen dann eine gekrümmte Gestalt an und endigen sich in eine Kuppel, die zu einem Dache dient. Gewöhnlich legen sie 10 bis 12 Wohnungen neben einander an, die von verschiedener Größe sind; die kleineren haben 4 bis 5, die größeren 8 bis 10 Fuß im Durchmesser. Einige Wohnungen haben bloß einen Fußboden, andere aber drei. Ein Reisender versichert sogar, daß er in Nord-Amerika in einer Wohnung, die er untersuchte, nicht weniger als 15 verschiedene Zellen gefunden habe.

Die Häuser sind mit erstaunlicher Festigkeit gebaut und innenwendig und außenwendig mit einer Art Gips überzogen. Mit ihren Füßen seuchten sie diesen Mörtel an und überzogen ihre Wohnung, indem sie ihren Schwanz als Kelle gebrauchten. Ihre Häuser sind für den Regen undurchdringlich und widerstehen den heftigsten Win-

TAFEL 6. Der Biber.

den. Bei Erbauung derselben bedienen sie sich verschiedener Materialien, als: Holz, Steine und einer Art von sandiger Erde, welche von Wasser nicht aufgelöst werden kann. Sie nehmen dazu das Holz von leichten und zarten Baumarten, (z. B. Pappeln, Weiden), die fast immer an den Ufern der Flüsse wachsen und leicht abgeschält, zerschnitten und fortgebracht werden können.

Immer fangen sie ihr Werk damit an, daß sie die Bäume 1 oder 1½ Fuß über der Erde abschneiden. Sie arbeiten sitzend. Damit sie nicht von dem fallenden Baume getroffen werden, kerbt der Biber den Stamm an der Seite, wohin er fallen soll, unten ein, und nagt ihn abwärts rings herum ab.

In den kleineren Hütten wohnen 2 bis 8 Biber; in den größern leben oft 20 bis 30 friedlich bei einander in Gesellschaft und sitzen paarweise Männchen und Weibchen beisammen, aber so, daß der Schwanz fast immer im Wasser hängt. Sie schlafen auf dem Boden, der mit Moos, Grasern und Blättern bedeckt ist und jeder Biber hat seine besondere Stelle. Sie halten sich sehr reinlich; denn ihres Uraths entledigen sie sich außer der Wohnung. Alle diese Arbeiten verrichten sie des Nachts. Am Tage ruhen sie in ihrem Baue auf dem Lager. Sie bleiben immer in einer Wohnung. Werden sie aber in dieser durch ihre Feinde beunruhigt: so bauen sie sich eine neue, und dann fangen sie schon im Sommer an zu bauen und bringen eine ganze Jahreszeit damit zu. In ihren Hütten sammeln sie große Vorräthe, um den Winter hindurch davon leben zu können. Jede Hütte hat ihr eigenes Magazin, und dies ist nach der Anzahl ihrer Einwohner eingerichtet, welche alle ein gemeinschaftliches Recht an dem Vorrath haben und nie ihre Nachbarn plündern. Der Wintervorrath besteht in Rinden und zarten Baumzweigen, die sie nach einer bestimmten Länge zerschneiden und unter dem Wasser auf Haufen legen. Auf die Höhe dieser Haufen achten die Indianer genau, weil sie daraus auf die größere oder geringere Kälte des kommenden Winters schließen können.

Im Sommer zerstreuen sie sich aus ihren Wohnungen, laufen von einem Orte zum andern und schlafen unter Gebüsch, welche nahe bei Gewässern sind, in Erdhöhlen, welche sie sich graben. Beim geringsten Geräusch fliehen sie in's Wasser, um dieselbst einen Zufluchtsort zu haben; auch stellen sie Schildwach aus, welche durch ein besonderes Geschrei und starkes Schlagen mit dem Schwanz Nachricht von jeder Gefahr geben. Im Winter gehen sie niemals weiter als nach ihren Vorrathshäusern unter dem Wasser; während dieser Jahreszeit werden sie daher auch außerordentlich fett. Im Juli und August bessern sie ihre Wohnungen wieder aus, oder bauen sich neue und beziehen sie dann im September, nachdem sie vorher Nahrung eingetragen haben. Sind die im Winter erzeugten Jungen erwachsen: so lassen die Alten diesen den Bau und verfertigen sich einen neuen.

Wegen ihres Nutzens sind die Biber sehr schätzbar.

Ihr Fleisch wird von den amerikanischen Wilden gegessen, soll aber einen theranigen Geschmack haben. Jedoch hält man den Schwanz

und die Hinterpfoten für eine Leckerbisse. Der Schwanz wiegt ungefähr 4 Pfd. und wird von Liebhabern mit 1 Ducaten bezahlt. Man richtet ihn völlig wie Fische zu.

Am schätzbarsten ist der Biber (*Castor* im Lateinischen genannt) wegen seines Fells, das zu den kostbarsten Pelzwerken gehöret und auch zu seinen Hüten (*Castor-Hüte*) und Kappen benützt wird. Die schönsten Felle liefern die nordamerikanischen Biber, besonders die canadischen, und zwar in solcher Menge, daß man an den Hudsonsbai in kurzer Zeit oft schon 50,000 und darüber erzielet. Sie machen einen beträchtlichen Handelszweig aus.

Der Preis richtet sich sowohl nach der Farbe, als nach der innern Güte des Fells. Die glänzend schwarzen und sehr seltenen weißen werden vorzüglich gesucht und von den Kürschnern verarbeitet. Im Handel unterscheidet man: 1. die frischen Winter- oder moscowischen Biberfelle, welche, da sie im Winter gefangen werden und keine Haare durch das Mäusern verloren haben, die besten sind; (Sie dienen zu Verbrämungen, Mützen, Unterfutter u.) 2. die getrockneten, magern oder Sommerbiber, welche im Sommer gefangen werden und schon viele Haare verloren haben; (von diesen gebraucht man nur die Haare zu Hüten); 3. die fetten nennt man diejenigen, welche die Wilden eine Zeit lang getragen und darauf gelogen haben, die also von ihrem Schweiß gleichsam fett geworden sind. (Diese sind auch sehr gut).

Die Haare auf den Fellen sind theils lang, fest und glänzend, theils kurz, wollig und seidenartig. Man sondert sie daher sorgfältig von einander ab. Die langen benützt man zu Handschuhen, Tüchern, Strümpfen u. Das kurze Wellhaar aber gebrauchen vorzüglich die Hutmacher. Ein erwachsener Biber hat ungefähr 1½ Pfd. Haare. Das Pfd. wird mit 8 bis 10 Thaler bezahlt. Wegen dieses hohen Preises werden jetzt sehr selten ganze Kastorhüte verfertigt. Die weißen, die unter diesem Namen verkauft werden, sind mit feiner Wolle und Hasenhaaren vermischt. Zu 12 Hüten nimmt man gewöhnlich 1 Pfd. Biberhaare. Auf jeden Hut kommen also 2 bis 3 Loth Biberhaare. Bloß die rothen Cardinalshüte bestehen aus lauter Biberhaaren. Diese macht man meistens in England. Das Stück der letztern kostet etwa 30 bis 40 Thaler.

Ein guter Biberdalg kostet 8 bis 12 Thaler.

Die Sibirischen Biberfelle gehen nach China, wo das Stück mit 30 bis 50 Rubeln bezahlt wird.

Gegerbte Biberfelle werden zu Kofferüberzügen, Pantoffeln und Stiebeln gebraucht. Der Vorderzähne bedienen sich die Wilden zu Messern, die Bergolder und andere Handwerker zum Glätten.

In besondern Beuteln am Schambeln wird eine widrig riechende, schmierige Materie von bedeutendem Geruch abgefordert, das sogenannte Bibergeß. Das vorzüglichste ist das russische. Ein männlicher Biber gibt ungefähr 4 Unzen. Wir gebrauchen es als Arzneimittel in Nervenkrankheiten u.

Für Wasserbaue und Waldungen ist der Biber ein nachtheiliges Thier.

Man fängt diese Thiere in starker Regen, Stangeneisen, mit Fallen und Hunden. Sie können auch leicht durch einen Schlag auf den Kopf getödtet werden. Die Eskimaken, ein Volk in dem nördlichen Asien, verstopfen die Adren nach der Wasserseite und lassen in die Oeffnung des Baues Hunde. Die Indianer an der Hudsonsbai leiten das Wasser um den Bau ab, bedecken die Thür desselben mit einem starken Neze und brechen von oben in denselben ein.

Zum Schluß vernehmen noch einige interessante Geschichten über die Biber:

„Ein Reisender, Dupray, fand an einer sehr einsamen Stelle in einem nordamerikanischen Flusse einen Biberdamm und baute mit seinem Gefährten, um die Natur der Thiere genau kennen zu lernen, nahe dabei, aber doch so, daß die Biber ihn nicht sahen, eine Hütte. Hier warteten sie bis zum Monatschein. Dann gingen sie mit großer Vorsicht und Stille nach dem Damme, Zweige in den Händen haltend, um sich dahinter zu verbergen. Einer von seinen Beuten schlug dann auf den Befehl des Dupray so still als möglich ein Loch in den Damme, das ungefähr 1 Fuß breit war. Hierauf verfielen sie sich wieder.“

„Sobald das Wasser durch das Loch ein Getöse zu machen anfing,“ erzählt Dupray, „hörten wir einen Biber aus einer der Hütten kommen und in's Wasser springen. Alsdann sahen wir ihn an's Ufer steigen und bemerkten deutlich, daß er es untersuchte. Hierauf schlug er mit dem Schwanz mit aller Kraft viermal deutlich auf den Boden, und sogleich stürzte die ganze Colonie in's Wasser und kam auf den Damme. Als Alle beisammen waren schien Einer durch Narren eine Art Befehl zu ertheilen; denn sie verließen augenblicklich insgesammt die Stelle und kamen in verschiedenen Richtungen an das Ufer. Diejenigen, welche uns zunächst waren, besanden sich zwischen unserm Standorte und dem Damme; daher konnten wir alle ihre Bewegungen sehr deutlich sehen. Einige machten eine Art Mädel, Andere nahmen diesen auf ihre Schwänze, die ihnen hierzu statt der Schlitten dienten. Ich sah, daß sich zwei und zwei zusammen hielten, und daß Einer den Andern belud. Sie schleppten den Mädel, der ziemlich unblegsam war, bis nach dem Damme hin, wo Andere standen, um denselben in Empfang zu nehmen; diese thaten ihn in das Loch und machten ihn mit ihren Schwänzen fest.“

„Der Lärm auf dem Wasser hörte bald auf und die Oeffnung war völlig ausgebeffert. Ein Biber schlug alldann mit seinem Schwanz zweimal auf den Boden, und sogleich eilten alle Biber ohne Geräusch nach dem Wasser und verschwanden.“

Dupray ging mit seinem Gefährten am folgenden Morgen nach dem Damme, um seine Bauart zu besehen; sie mußten daher ein Stück davon herunter bauen. Der Lärm aber, den dies verursachte, machte die Biber wieder aufmerksam. Sie schienen durch das, was Dupray und seine Gefährten thaten, sehr unruhig zu werden; besonders sah man Einen ganz nahe an sie herankommen, als ob er sehen wollte, was vorging. Da nun Dupray besorgte, die Biber möchten sich in

TAFEL 7. Das Pferd.

die Wälder flüchten, wenn sie dieselben weiter sdeten, so rief er seinen Gefährten, sich nochmals zu verbergen.“

„Einer von den Bibern,“ fährt Dupraz fort, „wagte sich dann hervor und ging an die Oeffnung, nachdem er sich mehrmals genähert hatte und wie ein Spion zurückgekehrt war. Er sah sich auf dem Plage um, dann gab er wie den vorhergehenden Abend mit seinem Schwanz vier Schläge. Alle kamen darauf wieder hervor und gingen zur Arbeit; Einer von ihnen schlich sich an mir vorbei, und da ich Einen zu meinen Untersuchungen zu haben wünschte, so schoss ich ihn. Beim Flintenkugeln aber rissen Alle weit schneller aus, als es bei hundert Schlägen ihrer Wache der Fall gewesen sein würde; und als ich noch mehrere Male auf sie feuerte, flohen sie Alle äußerst schnell in die Wälder davon.“ —

„Die Biber zeigen eine große Anhänglichkeit an einander. Zwei junge Biber, die man lebendig gefangen nach einer nahen Factorie an der Hudsonsbai gebracht hatte und da eine Zeit lang fütterte, fühlten sich in diesem Zustande recht wohl und wurden sehr fett, bis Einer durch einen Zufall getödtet wurde. Der Ueberlebende fühlte sogleich den Verlust, fraß Nichts mehr und starb bald darauf.“ —

„Man weiß, daß Biber vollkommen zahm geworden sind. Der Major Koberfort in New-York hatte einen zahmen Biber über ein halbes Jahr lang in seinem Hause, wo er, wie ein Hund frei umher lief. Alle Lumpen und weichen Sachen, die er antraf, schleppte er in einen Winkel, wo er gewöhnlich schlief und machte sich ein Bett daraus. Die Käse im Hause hatte Junge und nahm von diesem Bette Besitz, und der Biber machte keinen Versuch, sie davon zu verjagen. Wenn die Käse ausging, nahm der Biber oft die junge Käse, die man am Leben gelassen hatte, zwischen seine Vorderpfoten, hielt sie an seine Brust, um sie zu wärmen, und schien in dieselbe vernarrt zu sein. Sobald die Käse zurückkam, gab er ihr das Kästchen wieder. Bisweilen murrte er, that aber Niemandem etwas zu Leide; auch versuchte er nicht, Jemanden zu beißen.“ —

Das Pferd.

Diese nützliche Thiere sind bekanntlich einhufig. Das eigentliche Vaterland derselben ist die große Tartarei. In dem Stande der Wildheit sind es häßliche und unhandige Thiere. Durch die Cultur sind sie erst gutartige, schöne, gelehrige, treue und folgsame Hausthiere geworden. Jetzt sind sie als Hausthiere fast über die ganze Erde verbreitet. Die Zügel gewöhnt man dadurch an den Zaum und einen regelmäßigen Gang, daß man sie an einer langen Leine in weitem Kreise durch Sand, trocken läßt. Jedes Pferd muß seine

Schule machen, damit aus einem wilden und unhandigen Zügel ein brauchbares Pferd wird, das seinem Reiter geduldig trägt und im Stalle oder beim Ausreiten nicht um sich schlägt. Ein gut abgerichtetes Pferd, das seines Herrn Wünsche versteht und befolgt, ist zu bewundern. Doch ist die Abrichtung eines Pferdes hart. Es muß Hunger, Schmerzen, Angst und allerhand Peinigungen ausstehen, wenn es abgerichtet wird, und es thut jedem fühlenden Herzen weh. Soll z. B. das arme geplagte Pferd zu allerlei Kunststücken abgerichtet werden, sich todt stellen lernen, still liegen ohne ein Glied zu rühren: so muß es mit unbarbarischen Peitschenhieben 12. monatlang geübt werden; soll es lernen durch einen Reiter springen, oder über empor gehaltene Dinge wegspringen, oder sich plötzlich hinwerfen und auf ein gegebenes Zeichen aufspringen: so muß es die grausamste Behandlung, Hunger 12. ertragen, bis es ihm gelingt. —

Munter läßt das Zügel auf grünem Nasen, sträubt die kurze krause Mähne, bewegt sich so leicht und schnell wie der Hirsch, und plötzlich wieder umkreist es die ruhig weidende Stute, die es mit herzlichen Blicken bewacht. Zum Pferde erwachsen, steht es da fest und edel, schlank wie ein Reh und friedlich-sicher ist sein Gang, stolz trägt es sein Haupt mit schön gewölbter Stirn und Nase. Es spielt mit dem spitzen Ohr, horcht scharf, flucht und warnt seinen Reiter. Auf des Reiters Wink springt es auf wie ein Luchs, rennt davon, den Hals gestreckt wie ein Adler im Flug, berührt kaum die Erde und majestätisch fliegt sein Schweif ihm nach. Zur Seite des schlanken, glatten Nackens fällt die seiden-schimmernde Mähne. Seine volle, weiche, kräftige Brust stellt sich fest der Gefahr entgegen. Die eisernen Hufen an den nervigen Füßen stampfen ungeduldig den Boden, und der volle, glänzend schwarze Schweif fliegt ruhig über das gewölbte Kreuz zur Ferse nieder. Mit dem Araber stürzt es kühn sogar dem Löwen entgegen. Mit funkelnden Augen, fliegender Mähne, dampfenden Nüstern, schwellenden Muskeln bäumt es sich und schlägt aus, und oft hat sein eherner Huf den Löwen zu Boden geschmettert. Das Pferd ist des Kriegers Schirm und Schutz in der Schlacht. Es heißt schäumend in die Biegel, schüttelt die Mähne, scharret den Boden, schnaubt und wiehert vor Kampflust. Das Schmettern der Trompeten ertönt und muthig sprengt es entgegen blühenden Lanzenreihen. Eine schwarze Todesfahne flattert seine Mähne dem blinkenden Schwert des Reiters voran. Es steht und zittert nicht, bleibt besonnen, unerschrocken, fest wie ein Fels mitten im fürchterlichen Gewühle der Schlacht, unter dem heftigsten Kanonendonner, trägt treu seinen Reiter durch die dicken, schwarzen Wolken des Pulverdampfes hindurch und errettet ihn aus Todesgefahren. Lasset die schöne Geschichte von Alexander dem Großen und seinem treuen Pferde Bucephalus! —

Ernst und langsam, traurig schreitet es einher hinter dem Trauerwagen des Helden, den es trug. Aber muthig und stolz zieht es den Triumphwagen unter Trompetenschall. Mit goldnem Gebiß, funkelndem Biegel, mit Purpurdecken geschmückt, schreitet der Andalusier stolz einher, stolz das Haupt erhoben, mit hellem, freudigem Blick.

Mit dem Krieger in die Heimath zurückgeführt, zieht es geduldig den Pflug und den Erntewagen und ist der willige Gehülfe des Menschen. Es zieht den Lastwagen mit bewundernswürdiger Kraft und Ausdauer. Wenn es den Menschen trägt, so wird es sein Reifgefahrte, und oft sogar sein Wegweiser in der Finsterniß, denn es findet besser, als der Mensch die Wagenspur, und wird nicht leicht vom Wege abkommen. Es trägt den Reisenden über die rauhen Pfade der Alpen, in die Eisfelder Sibiriens. Der Zelter begleitet den Araber, genügsam wie er selbst, in die brennenden Sandwüsten, trägt seine Habe, ist das Spiel seiner Kinder, ruht getreulich mit ihnen unter Einem Dache. Die schönsten und edelsten Rasse sind in Arabien, über deren Abkunft die Araber noch jetzt ordentliche Stammbäume halten, die bis zu den Leihpferden des Königs Salomo oder des Propheten Muhamed hinaufreichen.

Die Tartaren und Kalmyken besitzen so viele Pferde, daß sie in den dortigen Steppen in zahlreichen Herden frei herumlaufen. Sie sind dort, wie in dem Clanos Amerikas kleine struppige Edne der Wildniß geworden und jagen schon als ein drausender, verheerender Strom durch die Steppen dahin. Da sie niemals in Ställe kommen: so müssen sie immer eingefangen werden, wenn sie gebraucht werden sollen. Obgleich diese Herden neben einander herumschweifen, so vermischen sie sich doch nie mit einander, und ob sie gleich keine Hirtin haben, so verlieren sie doch die Zügel nicht. Der Eigenthümer kennt seine Herde nur an einigen Hengsten und Stuten, denen er ein Zeichen eingebrannt hat. Die Hengste bewachen ihre Herde sehr genau, indem sie stets ihr zur Seite gehen und sie zusammen halten. Erschrecken sie eine fremde Herde, so treiben sie ihre Herde auf einen Haufen zusammen und stellen sich an die Spitze derselben. Ebenso machen es die Hengste der heranziehenden Herde. Rücken die Hengste einander zu nahe, so entsteht oft ein sehr heftiger Kampf. Bei entsetzlichem Lärm besetzen die Hengste die Anhöden und untersuchen Alles genau. —

Wenn Pferde auf der Weide sind und von Wölfen angefallen werden, so machen sie die geschicktesten Wendungen, um die Raubthiere durch Ausschlagen abzuwehren, und stellen sich zusammen, so daß sie, mit den Köpfen dicht an einander gedrängt, einen Kreis bilden, in welcher kein Wolf eindringen kann, weil überall, wo er angreifen will, der Hufschlag ihn trifft. —

Die Türken finden ein großes Vergnügen an dem Zähmen der Pferde. Sie machen sie oft so zahm, daß sie auf den Ruf ihres Herrn ihre Kniee beugen und ihn aufsteigen lassen; mit dem Maul heben sie einen Stock oder einen Säbel von der Erde auf und reichen ihn dem Reiter. Solche Pferde erhalten von den Türken silberne Ringe um die Nase, zum Zeichen ihrer Geschicklichkeit. Manche sind so gut abgerichtet, daß sie augenblicklich stehen bleiben, wenn der Reiter stürzt. Noch Andere spiken, wenn ihr Herr im obersten Stockwerke des Hauses zu Tische sitzt, die Ohren, um seine Stimme zu hören und wiehern freudig, sobald sie ihn hören. —

TAFEL 8. Der Hirsch.

Ein Rittmeister erzählt vom Mitleiden der Pferde folgende Geschichte: Einem sehr schönen Pferde aus seiner Schwadron wurden auf einmal die Zähne stumpf, so daß es nicht mehr Heu und Hafer kauen konnte. Neben diesem Pferde standen 2 andere. Eines Tages sieht der Stallknecht mit Erstaunen, daß diese das Heu kauen und es gekaut dem alten Pferde vorlegen. Eben so machten sie es mit dem Hafer. Zwei Monate lang setzten sie diesen Weisand fort. —

Ein junger Norweger bediente sich häufig eines Bauernpferdes, welches einem vicarierenden Landmanne gehörte und einen sehr sichern Gang hatte. Einst kam er in dessen Haus, um ihm abermals das Pferd abzuleihen, und fand den Landmann in Thränen. Was fehlt Euch? fragte er theilnehmend, ist Euch Jemand abgestorben? — Mein guter Hans ist mir abgestorben, antwortete der Landmann, und ich bin so traurig darüber, als ob mir ein Kind gestorben wäre, so lieb war mir das Pferd, und es mußte mir ja lieb sein, da es mir so zugehen war, als hätte es Verstand und Gefühl gehabt. Ich war vor einigen Tagen nach der Stadt geritten, und hatte mir dort einen kleinen Rausch getrunken, indem ich in eine sehr lustige Gesellschaft gerieth. Mit wüstem Kopfe bestieg ich gegen Abend mein Pferd, und es ging Anfangs recht gut, bis ich an eine Stelle kam, wo der Boden vom Regen schlüpfrig geworden war. Bis dahin war mein Pferd so langsam und bedächtig als möglich im Schritt einhergegangen; hier aber glitt es aus, und ich fiel seitwärts herunter, indem ich unglücklichweise mit dem einen Fuß im Steigbügel hängen blieb. Mein guter Hans stand sogleich stille und machte verschiedene Wendungen mit dem Körper, um mir los zu helfen, allein vergebens. Endlich, nachdem er sich mehrmals mitleidig nach mir umgesehen, und mich genau betrachtet hatte, wie ich da lag, ohne mir helfen zu können, blüete er sich, so weit er konnte, zu mir herunter, und packte mit seinen Zähnen meinen Hut, den er bei Seite legte, dann packte er auf gleiche Art den Stragen meines Rockes, und hob mich mit der größten Anstrengung und Behutsamkeit so weit in die Höhe, daß ich den Fuß aus dem Steigbügel ziehen konnte und wieder auf die Beine kam. — Doch schlecht wird gewöhnlich die Treue des Pferdes von Menschen belohnt. In seinem Alter wird es oft grausam gequält und undankbar behandelt. Eine rohe Hand fesselt das lebensmüde, altersschwache Thier oft noch an die schweren Korren und führt die Peitsche mit grausamer Uebung. Kaum vermag es noch im düstern, von Spinnweben bekleideten Stall, aus moderiger Krippe, sein hartes Futter zu zermalmen. Nur ein schwacher Tod erlöst es von seinen Leiden. —

Der Nutzen der Pferde ist Jedermann bekannt.

Ihr Fleisch wird von den Tartaren gegessen. Die Haut verarbeiten die Lohgerber zu Sohlleder. Aus dem Rückenstücke der Pferdehaut bereiten die Türken, Perser und Tartaren den Chagrin (ein gekipptes Leder). Er ist fest, kernicht, und sieht aus, als wäre er mit Mohlkornern bestreut. Denn die Fleischseite wird, nachdem sie gehörig gereinigt ist, mit dem Samen der Madute bestreut, welches Gewächs in der Wolga häufig wächst. Die Samenkörner davon

werden zuerst in die Haut eingetreten und dann wieder ausgeklopft. Die so bereitete Haut wird grün, roth u. gefärbt. Aus diesem Leder werden Degenscheiden, Futterale, Uhrgehäuse u. gefertigt. Man nennt es Chagrin, weil bei den Persern Sogra und bei den Türken Sogri Pferdehaut heißt. — Die frische Pferdemilch ist viel stärker als jede andere, und die Kalmücken und Tartaren trinken sie als Frühstück sehr gern und machen aus ihr ein geistiges Getränk. Die starken Sehnen am Fuße gebrauchen die Orgelbauer, um damit die Bindlader, auf welcher die Orgelpfeifen stehen, zu befestigen, damit der Wind nicht durchdringe. Die Haare benutzt man auf mancherlei Weise. Sie werden gefotten, damit sie ihre Festigkeit verlieren. Sie werden elastischer und krauser als andere Haare. Man verfertigt daraus starke Zeuge, die zu Stuhlüberzügen gebraucht werden. Man stopft auch damit Matratzen, Polster, Stühle u. aus. Von den gefärbten Pferdehaaren machen die Siebmacher die bekannten Haarsiebe. Auch die Perückenmacher gebrauchen sie. Aus den Haaren des Schwanzes werden Biolinbogen, Halsbinden, Kappen u. gefertigt u. s. w. Aus den Hufen u. derselben bereitet man Leim. Der Pferdehänger ist sehr gut und erwärmt die Erde.

Der Hirsch.

Er ist unstreitig unter allen Waldbewohnern der schönste und prächtigste, aber auch nicht wenig stolz auf seine Gestalt. Er trägt mit einer Leichtigkeit sein schweres Gewicht auf dem jarten Kopfe, als wär' es nur ein Federbusch, und fliegt gleichsam damit einher, wenn er verfolgt wird; denn kaum sieht man, daß seine Füße den Boden berühren, und vergebens strengen sich die Hunde an, ihn einzuholen, wenn ihn nicht Aeste und Zweige aufhalten. Sein Geweih hat viele Aeste (Enden) und ist rückwärts gebogen. Im Februar und März wirft er dasselbe ab und anstatt dessen wächst ihm in Zeit von 12 bis 16 Wochen ein neues. Dieses ist sehr weich und mit einer haarigen Haut oder Bast umgeben. Im Juli hat es seine Vollkommenheit erreicht. Es ist größer und hat mehrere Ende als das abgeworfene.

Sein Leib ist sehr schlank, sein Auge groß, gelblich und feurig, und alle seine Gliedmaßen sind leicht und beweglich. Sein Haar ist braunroth. Im Gesichte und auf dem Rücken ist es dunkelbraun; am Bauche aber weißlich. Seine Höhe beträgt 3½ Fuß. Sein braunrothes Haar hat ihm wohl den Namen „Rothwild“ erworben; aber im Alter bekommt er wie der Mensch, graues Haar. Wenn er ausgewachsen ist, so wiegt er ungefähr 4 Centner. Sein Weibchen nennen die Jäger gewöhnlich schlechtweg Thier, als ob es das einzige Thier wäre, doch auch Hirschkuh und Hindin. Die Hirschkuh hat keine Hörner, ist 8 Monate trächtig und gebiert gewöhnlich 1 Junges,

selten 2 Junge. Die Farbe des Hirschkalbes ist in seinem ersten Jahre rothbraun mit niedlichen weißen Flecken. Bis zum sechsten Monate heißt das Junge Hirschkalb und im sechsten Monate Schmalthier; das weibliche Junge heißt Wildkuh. Die schlankste Hirschkuh ist eine recht sorgsame und zärtliche Mutter und man erzählt sich sehr schöne Geschichten von der Liebe zu ihren Jungen. Sie säugt dieselbe 3 Monate lang an ihren Brüsten. 3 Jahre hinter einander sieht man sie immer mit ihrer Familie in Rudeln einhergehen. Wenn die Männchen 1 Jahr alt sind: so wachsen ihnen ein Paar Kolben auf dem Kopfe und es kommen die ersten Spießer der Hörner hervor. Dann nennt man sie Spießer. Im zweiten Jahre erscheint der erste Nebensprosse, und sie heißen alsdann Gabelhirsche. Nun wächst an jedem Horne ein Jaden mehr, und so wird er endlich ein prächtiger Jodensender, und als solcher erst im 6ten Jahre jagdbar; im 8ten Jahre ist er völlig ausgewachsen. Sein Geschlecht kann er schon als Spießer fortspflanzen. Die Brunstzeit dauert 2 bis 4 Wochen und ist auf Regidien. Aldann brüllen die Hirsche des Nachts fürchterlich und streiten um die Hirschkuh. Bei diesem Streite verwenden sie sich mit dem Geweihe oft so sehr, daß sie kaum wieder aus einander kommen können. Auch bekommt in diesem Kampfe der Besiegte bisweilen einen solchen Stoß in den Leib, daß er todt liegen bleibt. Um diese Zeit ist der Hirsch auch gefährlich. Sonst ist er ein sanftes und furchtsames Thier. Die Jungen können sehr leicht zahm gemacht werden. Sie erreichen ein Alter von 35 bis 40 Jahren. In allen Ländern Europa's wo es große Wälder gibt, und in den Wäldern Asiens und Nordamerika's sind sie zu finden. Sie ziehen immer in Rudeln zusammen. Ihr Gehör ist außerordentlich fein. Sie haben auch einen gar feinen Geschmack, und darum nähren sie sich nur von Getreide, Kräutern, Knospen, Baumrinden, Gras und Moos, lieben sehr reines Trinkwasser, und sehen, da sie geschickte Schwimmer sind, wohl zuweilen durch einen breiten Fluß, um gute Nahrungsmittel zu suchen. Da sie wiederläuende Thiere sind, also lange Zeit für ihre Nahrungsmittel nöthig haben: so suchen sie sich, wenn sie getroffen haben, sorgfältig einen Ruheplatz zum Wiederläuen. Sehr gerne lecken sie Salz.

Der Hirsch ist ein sehr vorsichtiges Thier. Bei dem geringsten Geräusch sieht man ihn den Kopf in die Höhe heben und die Ohren spizen, und so bleibt er wohl einige Minuten in horchender Stellung stehen. Darum ist es wohl zu glauben, was die Jäger von ihm erzählen, daß der Hirsch allemal, wenn er sich des Futters wegen in eine unbekannte Gegend wagt, erst rund um die Ebene herum, auf der er weiden wolle, Alles genau untersuche und sich gegen den Wind wende, um durch den Geruch zu wittern, ob etwa ein Feind in der Nähe sei.

Sein Geweihe braucht er oft als einen Spieß, und weiß sich damit trefflich gegen stärkere Thiere zu vertheidigen; nur dem schrecklichen Luchs kann er nicht widerstehen, wenn er in der Dämmerung mit blutigerer List von einem Baumstrunke herab, oft in 6 Ellen weiten Sägen, ihm auf den Leib springt, seine scharfen Klauen in

TAFEL 9. Die Katze.

den Rücken des Hirsches einhaut und dann mit wüthenden Bissen seine Halsflechte zerrißt, so daß er todt unter ihm niedersinkt.

Den Stolz des Hirsches hat der Mensch schon sehr oft gedemüthigt, indem er ihn einfing und zwang, seinen Bagen zu ziehen und Lustthier zu werden.

Gute Ordnung halten die Hirsche unter sich, wenn sie Etwas gemeinschaftlich unternehmen, z. B. wenn sie über breite Buchten und Strömungen setzen. Dann kommen sie einander auf die Art zu Hülfe, daß der Kopf des Einen auf dem Hintertheile des Andern ruht und der ermüdete Anführer von dem, welcher der letzte in der Reihe ist, zu rechter Zeit abgelöst wird.

Die Hirsche sind von großem Nutzen. Ihr Fleisch gibt eine angenehme Speise und ihre Haut wird von den Ledergerbern bereitet, und von den Beutlern, Schneidern, Handschuh- und Hofenmacher u. zu Coletts, Beinleidern, Degengehängen, Handschuhen u. verarbeitet. Aus ihrem Geweihe verfertigen die Drechsler und Schalen Schneider Messer-, Säbelschalen u. s. w. In den Apotheken wird daraus, indem die Stücke gesägt und in eine Retorte (Brandblase) gethan werden, auf dem Feuer ein Spiritus bereitet, Hirschhornspiritus genannt. Wenn das im Tiegel durch offenes Feuer ganz weiß gebrannte Hirschhorn auf das feinste gerieben wird: so heißt es präpariertes Hirschhorn. Dieses gebrauchen die Goldschmiede zum Poliren und Glänzen der Metalle. Auch dient der Hirschotz zu Salben und Pflastern. Mit den Haaren der Hirsche werden Stühle, Bänke und allerlei Kissen ausgepöpt. Die Futtmacher vermischen sie mit der Schafwolle zur Verfertigung der Hüte.

Zum Geschlechte des Hirsches gehören der Damhirsch, das Reh, das Reuthier, das Elenthier und das Kameelparder (oder Giraffe).

Zum Schluß einige Geschichten:

„Um zu erfahren, wie Tiger, diese bödsartigsten Thiere, zu jagen pflegen, ließ der Herzog von Cumberland in einem Theile des Waldes von Windsor, der mit Leinwand umspannt war, einen Tiger los. Man setzte in denselben einen Hirsch. Der Tiger stürzte gleich auf ihn los und wollte ihn von der Seite anfallen; allein der Hirsch vertheidigte sich mit seinem Geweihe so gut, daß er ihn zum Weichen brachte. Der Tiger kehrte wieder um und versuchte es, den Hirsch beim Halse zu fassen; jedoch ward er diesmal eben so kräftig abgewiesen. Endlich kam's zum dritten Angriff, und nun warf der Hirsch ihn durch einen Stoß mit seinem Geweihe eine gute Strecke vorwärts und verfolgte ihn. Der Tiger stoh durch die Leinwand und kam unter einem Haufen Gensien, ergriff eine derselben und tödtete sie auf der Stelle. Während er ihr das Blut auszog, warfen 2 Indianer ihm eine Kappe über den Kopf, fesselten ihn und brachten ihn nach seinem Behältnisse zurück. Der Herzog jedoch gab dem tapfern Hirsche die Freiheit, nachdem er ihm ein sehr breites silbernes Halsband hatte anlegen lassen, in welches die Erzählung dieses Geschehes eingegraben worden war.“ —

„Ein Jäger, welcher den Befehl erhalten hatte, ein Mithier zu schließen, traf endlich ein Mithier mit einem Hirsch von 8 Enden an und schoß auf das Erstere. Es machte ein gutes Zeichen, riß zwar aus, ließ sich aber einige hundert Schritte von Anschlag schon frant nieder. Der Schütze ließ es ruhig und holte die Hunde nebst einer Fuhre. Als er wieder zu dem Thier zurückkam, war es bereits verendet, allein zu seinem Erschaunen war der junge Hirsch noch dabei und griff die herannahenden Jäger so heftig an, daß sie Alle Fersengeld geben mußten. Vergebens versuchten es die Jäger mehrmals, das erlegte Mithier wegzunehmen; wüthend und schnaubend trieb der Hirsch sie fort und es blieb kein anderes Mittel, als den getreuen Liebhaber neben der Geliebten hinzustrecken.“

Die Katze.

An den Vorderfüßen aller Katzenarten sind krumme, sehr spitze Krallen befindlich, die sie ausstrecken und auch in eine ihnen eigene Scheide zum Theil zurückziehen können. Sie gehen nicht auf dem ganzen Fuße, sondern nur auf den Zehen. Die Zunge hat zurückstehende Stacheln. Im Laufe und im Sprunge sind sie leicht und geschwind. Auch können sie gut klettern. Alle Katzenarten sind Raubthiere, und zum Theil sehr gefährliche. Ihre Nahrung besteht in allerlei Thieren, auf die sie lauern, sie mit ihren Krallen erwischen und darauf fressen oder ihnen das Blut ausfangen. Sie werfen mehrere Jungen.

Die gemeine Katze ist das einzige Raubthier, welches in den Häusern gehalten wird. Diejenigen Katzen, welche schöne Farben haben, die vorzüglich abstechen und durch ihre Mischung in die Augen fallen, heißen Spanische; die ganz Aschgrauen in's Bedäunliche Spielenden heißen Gartheuser, und diejenigen, die schwarze Streifen auf einem hellen Grunde haben, heißen Cypre-Katzen.

Unten auf dem Bilde erblickst du einen Jäger, der auf eine wilde Katze schießt. Die wilde Katze unterscheidet sich von der zahmen durch ihre äußerliche Gestalt und Sitten. Sie ist größer als diese; der Kopf weniger platt; Nase und Lippen schwarz; das Haar länger und feiner. Gewöhnlich haben die wilden Katzen einen grauen Pelz mit einigen schwarzen Streifen über den Rücken und an den Füßen. Der Schwanz ist überall gleich dick und theils mit braunen, theils mit schwarzen Ringen gezeichnet. Ihr Bauch ist gelb, mit schwarzen Flecken vermischt. Die wilden Katzen leben in Europa, Asien und Amerika in großen Waldungen. Sie fressen junge Rehe, Hasen, Hamster, Mäuse, Eichhörnchen, auch Fische. Auf die Hasen, jungen Rehe u. dgl. lauern sie auf dem Aste eines Baumes, wie der Luchs, und springen auf sie, sobald sie unter den Baum kommen, schnell

herab. Das Schif am Ufer eines Flusses dient ihnen ebenfalls zur Lauerstelle, wenn sich die Fische dem Ufer nähern und mit dem Rücken über dem flachen Wasser hervorragen. Ihre Paarung geschieht im Februar. Das Weibchen wirft 4 bis 6 Junge in hohlen Bäumen oder Felten, wie auch in alten Buchs- oder Dachebäumen. Sie lassen sich leicht zähmen. Weil sie so viel Wildpret vertilgen, stellen ihnen die Jäger eifrig nach. Sie werden von denselben theils mit Eisen gefangen, theils geschlossen. Das Fell derselben gibt ein gutes Pelzwerk (siehe das Bild oben rechts) und wird an die Kürschner für 1 Thlr. verkauft; diese färben es schwarz und man gebraucht es zu Unterfuttern, Mägenverzierungen, Muffen u. s. w. Die Pedagrifen lassen auch ihre Stiefeln damit ausfüttern. Allein es wärmt nur bloß und hat keine Heilkräfte. Es kommen viele Bälge aus Spanien, Frankreich, Holland, Polen und Rußland.

Die zahme Katze stammt von der wilden ab, und ist so, wie der Hund, nach und nach durch den Umgang mit Menschen ein Hausthier geworden. Sie behält aber ihre Neigung zur Wildheit noch immer, und legt die Wildheit nie ganz ab, indem sie bald wieder verwildert, wenn sie in einen Wald kommt. Sie ist also im Grunde nur ein halbes Hausthier, indem sie beständig außerhalb des Hauses herumschwärmt ja sogar in's Feld geht und sich einen Raub zu verschaffen sucht. Die zahme Katze hat gleich der wilden ein scharfes Gesicht. Die Pupille ihrer Augen erweitert sich des Nachts sehr, und zieht sich am Tage in einen schmalen Riß wieder zusammen. Sie hat auch ein gutes Gehör und leicht bewegliche Ohren. Ihr Geruch ist nicht besonders stark. Sie sind gefräßig, räuberisch und thüchisch. Sie liegen ebenfalls, wie die wilden Katzen, auf der Lauer. Ihren Raub erbüßchen sie durch einen Sprung aus dem Hinterhalte mit ihren entblößten Krallen, um ihn zu verzehren, wenn sie Hunger leiden, oder, wenn sie satt sind, damit zu spielen. (Siehe das Bild oben rechts.) Sie werden bekanntlich gehalten, um die Ratten und Mäuse zu vertilgen; jedoch muß man sie nicht einsperren, weil sie sonst ihre Wildheit ablegen und keine mehr fangen. Es ist auch so nicht ratsam, sie in den Zimmern zu dulden, weil sie Stühle und anderes welche Hausgeräthe zertrümmern, wenn sie sich dehnen, oder ihre Krallen scharfen wollen. Man leide sie auch nicht in der Küche; denn weil sie die Wärme lieben, legen sie sich auf die heiße Asche, worunter oft glühende Kohlen sind. Diese kleben leicht an ihre weichen Haare an. Die Katze läuft dann fort und sucht Stroh oder andere dergleichen Dinge, wo sie sich derselben zu entledigen sucht. Auf diese Art ist oft eine Katze die Ursache einer Feuerbrunst geworden.—

Auch Fische frist die Katze gern. Hat man dergleichen zu Hause in Gefäßen sitzen: so muß man solche wohl zudecken, damit die Katzen nicht dabei kommen können. Wenn sie die Fische wegen der Größe nicht aus dem Wasser holen können: so dauern sie ihnen mit ihren spitzen Krallen in den Bauch, daß sie davon sterben. Man muß sich auch hüten, den Katzen Vögel zu fressen zu geben. Sie werden dadurch gereizt, die jungen Küchlein von der Henne zu rauben und sie lebendig zu verzehren. Ihr Gang ist leise und schlei-

TAFEL 10. Das Schaf.

hend, und ihre scharfen Behen machen sie zum Klettern sehr geschickt. Sie springen von einem Baume auf den Andern, und gehen mit der größten Sicherheit auf der schmalsten Kante eines Daches (Siehe das Bild). Wenn sie von einer Höhe hinabstürzen, oder von Jemanden von einer Höhe auf die Erde geworfen werden: so fallen sie stets auf die Füße und leiden dabei keinen Schaden, weil ihnen der Schwanz bei einer solchen Luftreise, indem sie ihn steif und rauch machen, zum Steuerruder dient und den Schwerpunkt nach dem Bauche bringt. Sie schlafen leise und kurz. Sie haben mit andern wilden Thieren das gemein, daß sie sich nie unter den Augen der Menschen begatten. Wenn man sie widerborstig (rückwärts auf dem Rücken) streicht, so fahren electrische Funken aus ihrem Felle, die man des Nachts im Dunkeln sehen kann (besonders bei schwarzen Katzen ist dies der Fall.) Man muß sie deshalb bei Gewittern aus dem Zimmer entfernen, weil sie sonst leicht die electrische Materie an sich ziehen können. Diese electrischen Ausdünstungen sind auch die Ursache, daß manche Personen einen großen Widerwillen gegen die Katzen haben, so daß Manche ohnmächtig werden, wenn eine Katze mit ihnen zugleich im Zimmer ist. Wenn den Katzen von einem Bekannten geschmeichelt wird: so fängt sie an zu schnurren, welches man das Spinnen zu nennen pflegt, und ich wollte wohl darauf wetten, daß die beiden alten Mütterchen rechts auf dem Bilde sich darüber zanken, welche von ihren Lieblingen am besten schnurrt. Die Eine ist für ihren Liebling ja so närrisch eingenommen, daß sie dieselbe ganz zärtlich an ihr Herz drückt. Diesen sanften schnarrenden Laut bringt die Katze durch 2 zart gespannte Häutchen hervor, die sich an ihrem Kehlkopfe befinden. Die Katze kann aber auch leicht jornig werden, besonders wenn sie von einem Hunde angefallen wird. Sie zischt alldann mit aufgesperrtem Maul. Sie weißt ihm die Zähne. Die Augen funkeln ihr im Kopfe. Ihr Rücken krümmt sich vor Wuth, und die Haare sträuben sich auf demselben in die Höhe. Der Schwanz wird gebogen, und sie giebt einen so scharfen Ton von sich, der dem Brüllen des Tigers ähnlich ist.

Die Katzen sind sehr tückische Thiere und haben gar nichts von der Treue des Hundes. Schon ihre Augen, die im Finstern leuchten, verrathen ihre Tücke. So lange die Katze jung ist, ist sie ein artiges, possirliches, schmeichelhaftes Thier; darum spielen so gerne die kleinen Kinder damit. Unten auf dem Bilde siehst du ein Kind, welches mit einem jungen Kätzchen spielt und es mit einem an einer Schnur gebundenen Ball zerret, den das Kätzchen greifen will, aber nicht kann. — Bald aber zeigt die Katze ihre Wildartigkeit. Es ist deshalb sehr gefährlich, die Katzen mit Kindern spielen zu lassen; denn, wenn sie ein Kind beleidigt, so krazen und beißen sie und ihre Wist ist sehr gefährlich. Noch gefährlicher ist es, sie bei schlafenden Kindern allein zu lassen, weil sie diese oft zerfressen, oder doch wenigstens ersticken, indem sie sich um der Wärme willen ihnen auf den Hals legen. Wie sehr sie die Wärme lieben, könnt ihr schon daran sehen, daß sie sich so gern an die Sonne setzen, auf den Feuerherd und in den warmen Ofen legen.

8

Mariette, ein Prediger in England, der ohne Frau und Kinder war, hatte eine Katze, die er zärtlich liebte, und ohne welche er Nichts essen konnte. Sie fing keine Mäuse, und wenn Mariette ihr nicht von Aem gab, was er aß, oder sie beleidigte: so trogte sie ihm, und kam nicht, wenn er sie rief. Einst hatte Mariette Gäste, und die Katze wurde nicht zum Essen gerufen, ihr auch Nichts auf einem Teller vorgelegt, sondern er warf ihr eine Hühnerkeule auf die Erde vor. Allein sie that, als wenn sie dieselbe nicht sähe, blieb ruhig auf ihrem Lager liegen, und stellte sich, als ob sie schlief. Nach geendigter Mahlzeit gingen die Gäste in den Garten, und Mariette setzte sich in dem Speisezimmer auf einen Schlafstuhl und schlief. Die rachschüchtige Katze schlich sich hin, erdrosselte ihn, und legte sich wieder auf ihr Lager. Unterdessen lief ein Brief an den Prediger ein, den ihm sein Bruder, der Einer von den Gästen war, übergeben wollte, und ihn vergeblich zu wecken suchte. Die übrigen Gäste kamen auch zusammen und glaubten, der Schlag habe ihn gerührt; aber nach genauer Untersuchung fanden sie die Spuren der Katzenkrallen an der Kehle. Der Bruder des Verstorbenen band ihm einen Strick an das Bein, verdeckte sich und bewegte ihn so natürlich, als wenn er lebte. Die Katze kam darauf gesprungen, und würgte ihn von Neuem, und entflo, als man sie verfolgte. —

Eine andere Untugend der Katze ist ihre Neigung zur Mäscherei. Sie durchsucht beständig das ganze Haus und weiß ihre Absicht wie ein listiger Betrüger zu verbergen. Sobald sie einen Menschen sieht, geht sie ruhig weiter, als hätte sie Nichts vor, oder stellt sich an, als ob sie auf eine Maus laure. Wenn sie Etwas erwünscht hat, so flüchtet sie und läßt sich lange Zeit nicht sehen.

Ihre Ausdünstungen sollen so schädlich sein, daß die Schwindsucht daraus entstehe. — Ihre größte Tugend ist die Keulichkeit, und Nässe und Kälte sind ihnen zuwider. Sie puzen und lecken sich deswogen beständig, welches Einige für eine Vorbedeutung und Veränderung des Wetters ansehen, wie das Krähen der Hähne. Wenn sie naß geworden sind, so suchen sie sich gleich wieder zu trocknen. Sie verscharren ihren Koth in Kornhäusen, Sämereien, Sand, Kechricht, auch auf der Vorrathskammer in Erbsen, Linsen u. s. w. und lehren alldann ein Häuschen mit den Pfoten darüber. — Sie begatten sich des Jahres 2 mal, und erregen dabei ein unangenehmes Geheul. Es versammeln sich nämlich um einen Kater mehrere Weibchen, welche mit den Schwänzen und heulen, worauf ihnen der Kater mit einer tiefen Stimme antwortet. Das erstmal begatten sie sich am Ende des Februar, wovon die schönen Maikazen kommen, so wie überhaupt diejenigen Thiere, welche gegen den Sommer geboren werden, besser gedeihen, als die, welche gegen den Winter zur Welt kommen. Das Weibchen wirft 4 bis 6 Junge und säugt sie einige Wochen. Merkwürdig und wider die Gewohnheit der meisten andern Thieren ist es, daß der Kater die neu geborenen Jungen wegnimmt und sie todt beißt. Um solches zu verhindern, pflegt die Mutter ihre Jungen von einem Orte zum andern zu tragen. Wird ihr Nest vom Kater ausgepürt, so widersteht sie sich dem Räuber mit

großer Herzhaftigkeit und macht ein sehr fürchterliches Geschrei. Noch unnatürlicher ist es, daß sogar die Katze selbst oft ihre eigene Jungen frist. — Die Katzen leben 12 bis 15 Jahre. — Sie sind, eben so wie die Hunde, der Tollheit unterworfen.

Oben siehst du eine Katze mit ihren Jungen spielen und die Kätzchen vertreiben sich die Zeit mit allerlei Kurzweil.

Die Chinesen essen ihr Fleisch sehr gerne. Es soll wie Kaminchenfleisch schmecken. Unten links auf dem Bilde siehst du deshalb eine Katze an einen Juden verhandeln, und darüber einen Wegger eine Schlachten, welches derselbe aber wahrscheinlich wegen ihres Balges thut. Die Balge werden an die Kürschner um einen geringen Preis verkauft, die solche zu Mägen und zu Kuffschlägen auf Kleider gebrauchen. Die electrische Kraft des Balges benutzt man bei Electrisirmaschinen. Aus den feinen Därmen der Katzen werden auch Saiten gemacht, besonders die Quinten, die in Rom am besten gefertigt werden. —

Das Schaf.

Der Mangel des Bartes und die schneckenförmige Windung der an ihrem untern Ende zusammengedrückten Hörner unterscheiden es von der Böge. Es ist ein sehr gutes, genügsames, reinliches Thier, schmiegt sich an den Menschen sehr an, und ist seinem Hirten oder Pfleger folgsam. Sie weiden lieber in den Ebenen als auf den Gebirgen. Sie sind geduldig, wehrlos und furchtsam. Die Alten lieben ihre Jungen sehr und erkennen sich gegenseitig an ihren Stimmen. Ihr Kaut dies bemerken, wenn sich die Lämmchen von der Mutter entfernt haben. Alldann fangen sie kläglich zu schreien an und gleich darauf dorchten sie. Die Mütter antworten ihnen, und die Lämmchen stürzen schnell zur Mutter, sobald sie deren Stimme erkannt haben. Denn jede Mutter hat eine eigene Stimme, bald hoch, bald tief, bald stark, bald schwach. — Man hat sehr viele Katzen der Schafe.

Der Isländische und Grönländische Bock hat 4, 6 — 8 Hörner, und der Cretenische hat gerade Hörner, die wie eine Schraube gewunden sind. Das Arabische Schaf hat einen breiten, 3 Fuß langen Schwanz, der einige 30 Pfd. schwer ist. Die Isländischen Schafe sind klein und haben eine starke und rauhe Wolle. Ihre Hörner sind groß und geschlungen. Eins ragt gerade vorn aus dem Kopfe hervor. Diese Hörner dienen ihnen gegen die dort sehr zahlreichen Raubvögel. Die Mufflons oder Ammons-Widder sind sehr geschwind und dummdreiß. Sie haben die Größe eines mittelmäßigen Kalbes und tragen auf dem Kopfe starke, gewundene Hörner. Sie leben in Sardinien, Griechenland u. —

TAFEL 11. Das Maulthier.

Trockne, gewürzhafte Kräuter sind ihre liebste Nahrung. Son- nige Anhöhen mit zartem und trockenem Grafe sind für sie die besten Weiden. Niedrige und dabei sumpfige und nasse Gegenden sind ihnen schädlich.

Sollen aus den Lämmern gute Zuchtschafe werden, so muß man sie länger säugen lassen als gewöhnlich zu geschehen pflegt, und man muß sie frühzeitig zum Salzlecken gewöhnen. — Sie werden 14 Jahre alt. — Unter allen Thieren sind die Schafe den meisten Krankheiten unterworfen. Die Krankheiten entspringen aus Unreinlichkeit der Ställe und sumpfigen, nassen Weiden, so wie aus schlechtem Futter. Darum muß dafür gesorgt werden, daß die Ställe rein gehalten werden und viel Luft hinein kommt, so wie auch dafür, daß sie im Winter gesund, trocken eingeeignetes Futter genießen. —

Auch dürfen sie kein kochendes Wasser saufen. In demselben halten sich meistens Würmer auf, die gern etwas Bitteres fressen. Bekommt das Schaf beim Saufen einen solchen Wurm in den Magen, so wird es krank, schleicht hinter der Herde mit trübem, rothen Augen her, holt schwer Athem, schwillt auf und stirbt an der Wafersucht. Solche Würmer nennen die Schäfer Engelschnecken. —

Daß das Schaf sehr vortheilhaft für die Landwirtschaft sein muß, geht schon aus dem Sprüchwort des Bauern hervor: „Das Schaf hat einen goldenen Fuß.“ — Man kann Alles von ihm benutzen, vom Kopf bis zum Fuß.

Wie erhalten von ihm Milch, Butter und Käse. Die Schafmilch ist sehr fett und angenehm zu essen, wenn sie nach der Ernte fett wird. Die Butter ist sehr wohlschmeckend und sieht weiß aus. Aus der Milch wird auch ein guter Käse bereitet. —

Der Dünger der Schafe ist sehr gut, besonders ist der Urin vortreflich zum Dünger. Man muß daher den Schafen im Winter viel Stroh unterstreuen, damit solches von ihrem Urin befeuchtet und durchdrungen werde.

Ihr Fleisch ist eine gute Speise. Aus ihren Därmen verfertigen die Seiler Schnüre und Stricke, die dauerhafter als die hänsenen sind. Auch macht man aus denselben die Hygrometer. Das sind kleine Instrumente, welche die Feuchtigheit und Trockenheit der Luft anzeigen. Auch verfertigt man aus ihnen die Saiten, mit welchen die Violinen u. bezogen werden. Diese Darmsaiten macht man am besten in Italien.

Das Schaffell bereiten die Weißgerber zu einem sehnigen und weichen Leder, woraus Handschuhe und Beinkleider gemacht werden. Die Schäfer lassen sich aus dem behaarten Felle einen Pelz zum Winterklothe machen. Auch werden die Kindertrommeln mit diesem Leder überzogen. Die Blasbügel unter den Orgeln werden auch von Schaffleder verfertigt, weil sie gut schließen.

Auch der Schaftalg ist sehr nützlich. Ein gutes Talglicht muß nicht knistern und nicht ablaufen u. Man muß daher zu den Lichtern reines und frisches, nicht altes Talg nehmen. Kindertalg allein ist zu weich, Schaftalg allein zu spede. Man muß daher $\frac{1}{2}$ Schaf- und $\frac{1}{2}$ Kindertalg nehmen. Die Dochte in den Lichtern werden aus

Flachs, Hanf und Baumwolle gemacht. Das beste Talg kommt von den Arabischen Schafen. Ein Hammel gibt oft 30 und noch mehr Pfd. Talg.

Auch die Schafflaue werden gebraucht und zwar von den Papiermachern, um das Papier zu leimen und fest zu machen.

Aus den Knochen, Sehnen, Knorpeln u. der Schafe kochen die Weißgerber den Tischlerleim. Aus den Stückchen, die der Beutler bei seiner Arbeit von dem weiß gegerbten Leder abschneidet u. wird der Hornleim verfertigt. Die Lederstückchen werden in einem Topfe mit Wasser beim öftern Umrühren an einem gelinden Feuer so lange gekocht, bis das Wasser zur Hälfte verbraucht ist. Das zurückgebliebene wird durch ein Tuch geseiht. Wenn man mit diesem Leim Leinwand tränkt, so heißt sie stoffe Leinwand. Diese gebrauchen die Schneider zum Unternähen bei einigen Kleidungsstücken, die sie steif machen wollen.

Der Hauptnutzen der Schafe besteht aber unstreitig in der Wolle. An einigen Orten schneidet man sie ihnen 2mal des Jahres ab. Dadurch erhält man zwar mehr Wolle; aber sie ist auch sehr kurz. Die Wolle auf dem Rücken ist die beste. Ein Lamm gibt eben $\frac{1}{2}$ Pfd., ein Schaf 2 Pfd. und ein Hammel 4 Pfd. Wolle. Die Spanischen und Englischen Schafe geben weit mehrere und bessere Wolle als die hiesigen. Ein Spanisches Schaf hat 5, ein Hammel 8 und ein Widder 9—10 Pfd. Ein Pfd. der feinsten Spanischen Wolle kostet 14 Thlr. Das Pfd. der hiesigen Wolle kostet nur 6 Groschen stark. Die Englische Wolle ist zwar länger als die Spanische, aber nicht so fein. Die Persische Wolle ist sehr gut und fein und heißt Karmele oder Karmeline (von der Provinz Kerman in Persien).

Die Hutmacher machen aus der Wolle Hüte, die Weber mancherlei Tücher und Zeuge. Ehe der Weber sie verarbeitet, muß sie gewaschen, von Fett gereinigt und gefärbt werden. Von der gekrämpelten und auf dem Wolkrade gesponnenen Wolle erhält man raube wollige Fäden zu Tüchern, von der gekämmten und auf einem Spinnrade wie Flachs gesponnenen glatte und feine Fäden zu Zeugen. Die Zeuge sind meistens gebüdet z. B. Serge, Kage, Flanel, Fries u. s. w. Die Strumpfstricker und Strumpfwirker machen aus der Wolle Strümpfe, Handschuhe, Mützen, Westen, Beinkleider u. s. w. Die einschrige Wolle wird meistens zu wollenen Zeugen, die zweischrige zu Hüten u. gebraucht; denn jene kann wegen ihrer Länge gut gewebt, diese wegen ihrer Kürze gut gefilzt werden.

Dadurch, daß man Spanische Widder in die Herde setzt, wird die hiesige Schafzucht veredelt. Diese müssen aber alle 6 bis 7 Jahre erneuert werden. Durch Anbau guter Futterkräuter verbessert man sie ebenfalls und veredelt die Wolle.

Das Maulthier. (Der Maulesel.)

Der Maulesel ist ein Bastard von dem Esel und der Pferdehute. Das Maulthier aber wird gezeugt, wenn sich der Pferdehengst und die Eselin mit einander begatten. Beide, das Maulthier und der Maulesel, sind dem Menschen als lasttragende Thiere sehr nützlich. Sie können sehr viel tragen und haben im Gebirge einen sehr sichern und schnellen Gang. (Siehe das Bild unten im R. und L. Winkel). Die Maulthiere werden nicht viel größer als die Esel. Die Maulesel sind ihnen also weit vorzuziehen. Sie befinden sich in Spanien am besten und werden in Savoyen in Italien am größten. Die Zucht dieser Thiere suchen die Spanier vorzüglich zu befördern, und zwar aus dem Grunde, weil diese Thiere eben so schnell wie das Pferd und in den Gebirgen Spaniens weit brauchbarer wegen ihres festen und sicheren Ganges sind. Man braucht sie in diesen südlichen Ländern zum Reiten, Ziehen und Lasttragen. Daß sie zum Ziehen auch sehr zweckmäßig sind, kannst du sehen, wenn du einen Blick auf das Bild wirfst. Da siehst du oben, daß sie mit einem Wagen in vollem Galopp dahin rennen, unten, wie sie bedächtig eine Säufe tragen. Im Kriege vertreten sie die Stelle der Packpferde, wie du auf dem Bilde rechts es erblicken kannst. Selbst Königliche Familien lassen sich damit fahren. Oben links siehst du, wie der Pabst auf einem schön geschmückten Maulthiere reitet, und darunter sitzt ein vornehmer Geistlicher auf einem solchen Thiere. — Das Stück wird mit 100, auch wohl mit 200 Thalern bezahlt. Ihr Alter erstreckt sich auf 25 bis 30 Jahre.

Oben rechts auf dem Bilde siehst du, wie ein Mann einer Karavane Maulseltreiber den Sagen ertheilt. Die Maulseltreiber oder Arriero's machen einen zahlreichen, ja gewissermaßen ausgezeichneten Theil der spanischen Bevölkerung aus. Man gibt in Spanien, wie ich auch gesagt habe, den Maulseln den Vorzug vor den Pferden, weil sie einen sicherern Trit haben und mehr ausstehen können. So sieht man dort ganze Karavänen von Maulseln mit Ladungen auf dem Rücken, welche Spanien beinahe auf den verschiedensten Wegen durchkreuzen und Getreide, Reis, Mehl, Hülsenfrüchte, Wein, Del in Häuten, so wie auch Waaren von den Seehäfen nach dem Innern schaffen. Der Maulseltreiber zieht auf der ganzen Halbinsel herum; er ist nirgends zu Hause; frohen Gemüths und jovial, ist er auch ehrlich und auf seine Pünktlichkeit kann man sich verlassen. Gegen seine Maulsel ist er sehr gefällig; er spricht mit ihnen, schilt sie aus, und bei seiner Ankunft im Wirthshause geht seine erste Bemühung dahin, für sie zu sorgen; erst dann denkt er an sich. Er ist Marktentender oder reisender Handelsmann, hat Paquete bei sich u., und richtet seine Aufträge an die Leute auf seinem Wege gewissenhaft und pünktlich aus. Der Maulselherr oder der Eigenthümer einer Anzahl von Maulseln schickt seine Knechte auf mancherlei Reisen aus und bezahlt, außer ihrem Lohne, ihre Ausgaben unterwegs. Bei wichtigeren und einträglichen Gelegenheiten macht er sich selbst mit auf die Reise. —

TAFEL 12. Das Kameel.

Die Spanier sind nicht wenig von sich eingenommen und haben einen gewaltigen Stolz, und zwar nicht etwa bloß die Vornehmen, sondern auch die Gemeinen, von denen die Meisten sich als Edelleute brüsten, wenn sie auch ein Handwerk treiben müssen oder sogar genöthigt wären, ihr Brod zu betteln, wie das wenigstens sonst war, wo noch so viele Klöster bestanden, die täglich eine Menge Menschen speisten, wodurch denn der Müßiggang gewaltig gefördert wurde. Jetzt ist dies nicht mehr so; eine große Menge Klöster sind aufgehoben, und jene Schmaroher müssen sich schon Arbeit suchen, wenn sie leben wollen.

Spanien ist ein sehr schönes Land; aber die Trägheit der Spanier benützt den fruchtbaren Boden zu wenig, und eben so wenig ist an Fabriken zu denken, daher das Land, welches reich sein könnte, arm ist.

Freilich sind die Spanier etwas verwöhnt worden durch das viele Gold, welches sie aus ihren südamerikanischen Colonien, namentlich aus Mexiko, bekamen, wobei es möglich wurde, den Spaniern selbst wenig Abgaben aufzulegen, so daß sie nicht viel zu arbeiten brauchten, um diese und ihren Lebensunterhalt zu erschwingen. Denn der Spanier ist sehr genügsam, was die Franzosen, als sie Spanien bekriegten, gar sehr empfanden; denn indessen sie Hunger und Kummer litten, hatten die spanischen Soldaten immer noch genug, da ein solcher kaum mehr braucht, um den Tag lang seinen Hunger zu stillen, als einige Zwiebeln, wobei er noch die größten Beschwerden erträgt. Ein solcher spanischer Krieger ist ein stattlicher Herr, wie Du ihn hier auf dem Bilde stolz und sinnend, auf seinem Maulesel sitzend, erblickst, und leicht ist er zu reizen, die Hand an den Degen zu legen, wie die Franzosen dieses auch in ihrem Kriege mit Spanien hinreichend erfahren haben; denn die Spanier sind sehr große Vaterlandsfreunde, rachsüchtig, grausam und leicht zu reizen, wenn ihr Land angetastet wird, und denn gleich mit Degen, Dolch und Gift bereit, ihrem Gegner Eins zu versehen. —

Das Kameel.

Das Kameel ist unstreitig das nützlichste Thier in den Morgenländern. Hier, in diesen unermeßlichen Sandmeeren, die nur hin und wieder durch einzelne fruchtbare Striche (Oasen) unterbrochen werden, dienen sie dem Menschen als lebendige Frachtschiffe, um diese furchtbaren Sandmeere zu übersegeln. Ruhig und sicher durchkreuzt der Mensch auf dem Kameele diese einsamen, leblosen Wüsten. Das Kameel verbindet, wie auf dem weiten Ocean das Segel, den Handelsmann von Marocco mit dem fast 300 Meilen entfernten Guinea. Deshalb wird es mit Recht auch das „Schiff der Wüste“ genannt.

Audgewachsen ist es 8 bis 9 Fuß hoch und 10 bis 12 Fuß lang. Der wundersam gebogene Hals hat mit dem einer Gans Aehnlichkeit und er mag ihm als Hebel dienen, vermöge dessen es sich im Gleichgewichte erhält. Es ist lang und dünn und scheint aus dem untern Theile des Leibes, zwischen den Vorderbeinen, hervorzukommen. Es hebt seinen Kopf bis zur Höhe seines Rückens, und steckt die Nase horizontal voraus, so daß sein Gesicht gerade aufwärts sieht, und das Nasenbein mit dem Bispel des Büschels, womit sein Rücken besetzt ist, gleiche Höhe hat. Der Kopf ist klein, die Ohren sind kurz, und die Augen haben an beiden Seiten des Kopfes, einerlei Lage, daß das Thier zugleich rückwärts und auf beiden Seiten sehen kann. Der Schwanz ist kurz, hat am Ende einen kleinen Haarbüschel und hängt, gleich einem Ruchschwanz, herab. Die Beine sind lang und dünn, die Gelenke überaus stark und fest. Die gespaltenen Hufe sind ohne Huf, ausgenommen an den äußersten Spitzen der Beine, übrigens bloß mit Haut bedeckt und sehr weich. Die Fußsohlen sind nicht dicker als starkes Sohlleder. Die längliche Schnauze hat eine hakenförmig gespaltene überhangende Lefze. Die Höhe seiner Beine ist für die Sandwüsten sehr zweckmäßig. Denn oftmals sinkt das an sich selbst schwere, und überdies noch so stark belastete Thier in den nachgebenden Sand 2 Fuß tief hinein; ohne jene freilich dem Auge nicht angenehme Länge der Beine würde der Bauch selbst bis auf den Boden sinken, und das Kameel nicht vermögen, sich wieder in die Höhe zu arbeiten. Auch der Fuß ist trefflich für jene Sandwüsten eingerichtet, an dem runden Wollen, der mit einer nachgebenden, weichen, schwieligen Haut gepolstert ist, treten zuletzt zwei kleine Klauen, oder vielmehr Hufe hervor, hierdurch ist der Fuß also nur wenig gespalten, erhält aber dennoch durch jene Klauen größere Festigkeit im Tritt und greift fester in den Boden ein. Hätte Gott dem Kameele die Sohle ganz mit gespaltenem Hufe versehen, also mit Horn überzogen: dann würde wahrscheinlich dieses Horn, am glühenden Kieselstein der Wüste gerieben, bald wie verbrannt zerfallen. So aber kann sein Fuß den oft durchaus aus kleinen abgerundeten Kieselstein bestehenden Boden hinreichend eindrücken und sein Gang ist ganz sicher. Nicht minder wichtig sind dann die schwieligen Polster, von denen sich an den Vorderfüßen 4 und 2 an den Hinterfüßen finden, nämlich an den Gelenken des Ellenbogens und des Knies der Vorderbeine, in der Gegend der Kniescheibe, und hinten an den Knöcheln; freilich geben sie dem Kameele ein wideriges Ansehen, aber beim Kameele kannst du das Nützliche dem Schönen vorziehen lernen. Ein ähnliches hartes, aber großes schwieliges Polster bedeckt auch vorne die Brust. Diese Einrichtung ist dem großen, schweren Thiere beim Niederlegen fast unumgänglich nothwendig. Das Kameel legt sich nicht, wie das Pferd oder das Rindvieh, auf die Seite, sondern es huckt nieder, und zieht die Beine unter sich; aber nur durch jene Einrichtung kann es, ohne sich zu verletzen, niederhocken, da beim Mangel dieser Schwiele der Sturz des unbehüllichen Thieres zur Erde von übeln Folgen sein würde.

Es gibt 2 Rassen von Kameelen. Das Trampelhier hat 2

Höcker und der Dromedar nur Einen. Die letztere Race ist aber kleiner und schwächer als die erstere: beide aber paaren sich und zeugen zusammen. Sie haben graue, bisweilen auch braune und weiße Haare. Beide Thiere haben auch nicht einerlei Vaterland. Das Trampelhier lebt in dem nördlichen Asien, der Dromedar aber in Arabien und Afrika. Die Araber sehen das Kameel als ein Geschenk des Himmels und als ein heiliges Thier an, ohne dessen Hilfe sie weder leben, noch Handlung treiben, noch reisen könnten. Die Milch der Kameele ist ihre gewöhnliche Speise; sie essen auch das Fleisch derselben; besonders schmeckt ihnen das Fleisch der Jungen vortreflich aus deren Höcker man eine vorzügliche Delicatesse macht.

Die Buckel des Trampelhieres, die aus einer fettigen Masse bestehen, sind schon die natürlichen Sättel oder Lastpalter.

Der hohe Höcker des Dromedars erhebt sich auf dem Rücken desselben von den Schultern aus, kauft im Mittelpunkte des Rückens spitzig zu und senkt sich allmählig bis zu den Hüften herab. Er ragt 1 bis 2 Fuß über den Rückenknochen hinaus; doch ist er weder an dem Rücken, noch an dem Körper des Thieres überhaupt befestigt, so daß, wenn dem geschlachteten Kameel die Haut abgezogen wird, der Höcker sich zugleich mit ablöst. Er ist größer oder kleiner, je nachdem das Kameel fett oder mager ist. Wer ein Kameel ohne Sattel reitet, ist genöthigt, sich hinter den Höcker zu setzen, wo die Breite des Leibes des Reiters Beine sehr aus einander dehnt und ihn überdies abstützt, sich mit beiden Händen an den Haaren des Höckers fest zu halten, wenn er nicht hinten herabrutschen will. Der Höcker besteht aus Fleisch und Sehnen, und um denselben wie um den Hals hängt das Haar 8 bis 10 Zoll herab.

Das Haar des Kameels ist kurz und fein, gleich der zartesten Wolle, daher es auch, wie unsere Schafwolle, zu Zeltdächern, Filzhüten und groben Kleidungsstücken verarbeitet wird. Man zieht es aus, sonst fällt es einmal im Jahre ab. Im Frühlinge fallen ihnen nämlich die Haare aus und sie werden kahl.

Von den Arabern werden diese Haare sorgfältig gesammelt. Das Pfd. kostet in Deutschland bei 2 Gulden. Das eigentliche Kameelhaar erhalten wir jedoch nicht vom Kameel, sondern von der Angorischen Ziege. Die Haut der Kameele wird zu Leder und Chagrin verarbeitet. Ihre Milch ist reichlich, dick und gibt, auch sogar für die Menschen, ein gutes Nahrungsmittel ab, wenn man dieselbe mit Wasser vermischt. Auch macht man Branntwein davon, der stärker ist, als der von der Pferdemilch. Im dritten Jahre werden die Kameele zeugungsfähig. Das Weibchen trägt ein volles Jahr, wirft nur Ein Junges und säugt es beinahe 2 Jahr. Das Kameel lebt gewöhnlich 40 bis 50 Jahre.

Noch noch einiges vom Nutzen der Kameele. Die Schwanzhaare derselben gebraucht man zu Bürsten. Den Chagrin, welchen die Türken aus ihrer Haut machen, gebrauchen die Buchbinder zu Buchereinanderbinden und die Uhrmacher zu Uhrgehäusen. Nach vielen asiatischen Städten wird alles Wasser in großen Krügen oder Schläuchen von Kameelhäuten gebracht. In Alexandria wird das Brunnen-

TAFEL 12. Das Kameel.

wasser in solche Schläuche in die Häuser getragen. Vom Urin der Kameele macht man Salmiak und ihr Mist wird in jenen pflanzenlosen Einöden statt des Holzes gebrannt. —

Küsten wir schon bei der äußern Bildung des Kameels die Weisheit des Schöpfers bewundern, so ist dieses in noch höhern Grade der Fall, wenn wir seine innere Bildung betrachten. Wie jedem andern wiederkäuenden Thiere, gab ihm Gott einen vierfachen Magen; allein seinem Magen ist noch eine fünfte Abtheilung von so geräumiger Weite angehängt, daß sie eine große Quantität Wasser enthalten kann. Durch ein ihm eigenes Zusammenziehen der Muskeln vermag das Thier das in dieser großen Höhlung eingesammelte Wasser in die vordergehenden übrigen Mägen zurückzudrängen und so seinen Durst zu löschen. So kann es wohl 12 Tage ohne Saufen zubringen. Und bewundernswürdig ist es, daß das in diesen Mägen eingenommene Wasser sich sehr viele Tage hindurch frisch erhält. Die Reisenden pflegen daher, wenn sie Mangel an Wasser haben, und ihren Durst auf keine andere Art stillen können, eines ihrer Kameele zu schlachten, um das in seinem Behältnisse befindliche Wasser zu schöpfen und zu trinken. —

Daneben gab Gott dem Thiere die größte Genügsamkeit in Bezug auf seine Speise; die schlechtesten Pflanzen, die dürresten Dornen und Disteln sind ihm, selbst in geringer Quantität, zu seinem Unterhalte hinreichend. Ist daher die von der Sonne verbrannte Distel und Halbe der Wüste in jenem ersten Magen völlig durch Trocknis wie versteinert, hat der Himmel dieser Wüsten stiefmütterlich seit langer Zeit jede Feuchtigkeit versagt: dann zwingt die wunderbare innere Bildung des Thiers das zuvor in jenem letzten großen Behälter aufbewahrte Wasser in die Höhe, jenes vertrocknete Kräuterwerk wird getränkt, erweicht und in einen Brei verwandelt zum eigentlichen Verbrauch der thierischen Oekonomie. Dieser Brei dringt nun in das Gedärme, wo dann die feineren Flocken der Eingeweide die Nahrungsmilch daraus zu ziehen im Stande sind. — In dem Oberkiefer hat es keine Vorderzähne, allein mit seinen langen und runden Lippen kann es ohne alle Schmerzen die harte Nahrung zermalmen, wovon es sich nähren muß.

Das Kameel ist ein überaus saftmüthiges, nachgiebiges, folg-sames und gelehriges Thier. Auf Befehl seines Herrn legt es sich auf den Bauch nieder, indem es bisweilen, wie ein Schaf, die Beine unter sich zusammenlegt. So bleibt es liegen, um seinen Reiter oder seine Ladung aufzunehmen, erhebt sich auf's Wort, und schreitet mit der größten Leutsamkeit und Gutmüthigkeit auf seinem Wege fort, ohne daß man es anzutreiben nöthig hat. Die Araber lassen daher den Kopf des Kameels ganz frei, ohne ihm Zaum und Gebiß anzulegen. Bei dem Beladen liegen sie auf den Knien und stehen nicht auf, wenn die Last zu groß ist, welches sie durch Schnarphen und Stoßen mit dem Kopfe zu erkennen geben. Sie können in einem Tage zwischen sich und ihren Feinden eine Wüstenei von 50 Meilen zurücklegen. Bei der äußersten Entkräftung tragen sie, so lange sie noch können; sind sie aber vor Müdigkeit einmal niedergefallen: so

stehen sie auch nicht wieder auf, und man ist dann genöthigt, sie zu schlachten. —

Das Kameel wird auf folgende Weise erzogen:

Kaum 1 Monat alt, wird das junge Kameel von seiner Mutter getrennt. Man theilt ihm dann nur spärlich seine Milch zu und zwingt es zur Enthaltbarkeit. Bald darauf beugt man ihm die Beine unter den Leib, und gewöhnt es dadurch zu derjenigen Stellung, die das Thier einnehmen muß, wenn es beladen werden soll. Den Körper bedeckt man mit einem Teppich und dem Stück eines Zeltes, so daß ihm nur allein der Kopf und der Hals frei bleiben, und läßt am Rande dieser Decken mehrere schwere Gewichte herabhängen, um ihm das Aufstehen unmöglich zu machen. Vier Monate hindurch dauert diese grausame Stellung. Nach dieser Zeit erlaubt man den jungen Kameelen zwar, sich öfter aufzurichten und umherzugehen, allein nur in eigenen Hürden. In diese kommen die Kipder der Mauren von etwa 9 bis 10 Jahren täglich zwei Mal, um ihnen Futter, nämlich Kameelmilch mit Wasser verdünnt, zu bringen. Allein auch diese ärmliche Nahrung wird den Thieren nur bedingungsweise zu Theil. Die jungen Mauren, in der einen Hand die Schale mit Milch, in der andern eine Ruthe, schlagen die Kameele an die Beine, und diese sind geschick genug, diesem Zeichen zum Niederkauern sofort zu gehorchen. Wie würde es auch sonst dem Menschen gelingen, dies hochbeinige Thier zu beladen, und die Waaren auf ihm gehörig zu besorgen.

Zu gleicher Zeit gewöhnt man das willfähige Thier, sich mit schwerer Ladung belassen zu lassen, und zwar stets in zunehmender Proportion. Auf diese Weise bringt man es endlich dahin, daß die ausgewachsenen Kameele bis auf 12 Ctr., ja bis auf 1500 Pfd. fortzutragen vermögen. Es kommt jedoch viel darauf an, daß das Gewicht mit den Jahren und Kräften des Kameels im Verhältniß stehe. Das Thier wird nur erst nach dem 4ten, oder 5ten Jahre als Lastthier benützt, und zwar sodann mit großer Schonung; denn nur erst im sechsten Jahre sieht man es für volljährig an und gibt ihm die ganze Ladung. Auch fühlen die meisten Kameele genau die Schwere ihrer Ladung; legt man ihnen zu viel auf, so erheben sie sich nicht ohne große Anstrengung, ja sie versagen das Aufstehen wohl gänzlich.

Das Kameel hat einen dreifachen, ja vierfachen Gang. Außer dem Schritt, dem Trott und dem Galopp, bewegt es sich noch im Paß, indem es beide Beine der einen Seite zugleich aufhebt, und dieser Paß ist sein gewöhnlicher Gang; begreiflich fällt es also bei diesem Gange stets von der ganzen einen Seite auf die andere. Jede Art des Ganges ist bei diesem hochbeinigen Thiere ungleich ermüdender und angreifender, als bei dem Pferde. Pallas war kaum im Stande, den Trott des Kameels auszuhalten, und Solberg (beide gute Reiter) sagt, daß er es durchaus nicht vermocht habe, länger als eine Viertelstunde diesen Gang zu ertragen; um sich auszuruhen, setzte er sich auf ein arabisches Pferd. Der unglückliche Briffon wäre fast ein Opfer dieses Ritts geworden; sein Blut rieselte längs den

Seiten des Kameels hinab, denn er war dabei nackt. Bei dem gewöhnlichen Schritt legt das beladene Thier täglich etwa 7 deutsche Meilen zurück. Am Abend nimmt man ihm die Bürde nicht ab, sondern man schnakt sie nur, wenn die Thiere sich auf die Knien niedergelagt haben, zu beiden Seiten los, oder man führt sie mit der Last auf die Weide, das heißt gewöhnlich an einen Platz, auf welchem etwas Grünes wächst, wären es auch nur die härtesten Disteln. Bei diesem schweren Dienste bedarf es aber nicht, wie bei unsern Lastthieren, der Peitsche oder des Sporns. Nur allein durch den Gesang oder die Musik des Kameeltreibers wird das Thier ermuntert; es liebt nämlich außerordentlich die Musik, und obgleich hiezu oft Instrumente gebraucht werden, wie ihr bei dem Kameeltreiber auf dem Bilde sehen könnt, so horcht das Thier doch weit lieber auf den menschlichen Gesang als auf irgend ein musikalisches Instrument.

Zu diesem in einer einzigen Thierart unermesslichen Nutzen rechnet man nun zuletzt noch die große Verbreitung des Kameels. Es ist aus den gütigsten Thatfachen bewiesen, daß die Race des Kameels von Senegambien aus quer über ganz Nordafrika verbreitet ist, sodann jenseit des rothen Meeres in ganz Arabien (vielleicht seiner wahren Heimath) lebt, weiter in Asien hinein südlich in Hindostan bis gegen den zwanzigsten Breitengrad herabgeht, und sich über die ganze Tatarci, sogar bis gegen den 60. Grad N. Br. hin erhebt, wo es noch von den Buräten benützt wird. Wenn man diese Länder auf der Karte überläßt, ihre ungeheure Ausdehnung betrachtet, und auf die ersäunliche Verschiedenheit sowohl des Klimas, als auch des Bodens und seiner Producte aus dem Pflanzenreiche acht hat: dann erst erkennt man die außerordentliche und für den Menschen unschätzbare Natur dieser Thierart. Desto unbegreiflicher bleibt es, daß die Zucht dieses so überschwinglich nuthbaren Thieres, welches daneben fast gar keinen Aufwand für seine Unterhaltung erfordert, dennoch in Europa nicht gefördert wird. —

C. 93. Sten. v. Bf.



